

KURT

OKTOBER 2017

Studierendenmagazin für Dortmund

NEU
NEU
NEU

ZUM MITNEHMEN, BITTE!

Kurt ist da!

Diesmal mit „Bruno's Imbiss“, Sarahs
Oma und Rebecca in Indonesien.

Das schmeckt Kurt.

Eins vorab



TEXT KAROLINA TIMOSCHADTSCHENKO FOTO JUDITH WIESRECKER

Dieses Mal wird alles besser. Kommt euch dieser Satz auch so bekannt vor? Zu Beginn jedes neuen Semesters nimmt man sich vor, etwas zu ändern. Mehr zu lernen. Oder zumindest früher damit anzufangen. Oft bleibt es dann bei diesem leeren Versprechen. Änderungswunsch: ja. Konkrete Maßnahmen: eher Fehlanzeige.

Nicht so bei uns: Wir haben uns zum Wintersemester 2017/18 verändert – die Lehrredaktionen des Instituts für Journalistik haben eine neue Dachmarke. Die pflichtlektüre heißt ab jetzt Kurt. Auch TV und Radio findet ihr künftig unter diesem Namen, benannt nach dem Institutsgründer Kurt Koszyk. Damit schaffen wir eine gemeinsame Plattform für alle Campusmedien der TU. Wir haben natürlich nicht nur einen neuen Namen, sondern auch wieder neue spannende Geschichten für euch.

Autorin Sarah schreibt ab Seite 6 über die Demenz-Erkrankung ihrer Oma. Manchmal stellt diese Krankheit die ganze Familie auf eine Belastungsprobe. Seit ein paar Jahren vergisst Sarahs Oma viele Dinge oder verwechselt sie. Einmal musste deswegen schon die Feuerwehr anrücken. Und doch birgt die Krankheit auch schöne Momente.

Unser Autor Tim hat sich mit Imbiss-Besitzer Bruno getroffen, der mit der Schließung der Bochumer Opel-Werke 2014 seinen Job verlor. Ab Seite 20 erfahrt ihr, wieso Bruno jetzt Pommes frittiert statt weiterhin schwere Maschinen zu bedienen. Und wie er damit den Schritt in ein neues, glückliches Leben geschafft hat.

Mit welch interessanten Geschichten wir die erste Kurt-Ausgabe sonst noch gefüllt haben? Schaut selbst! Viel Spaß beim Durchstöbern wünscht

Karo

An der RUB forschen Studierende an Mäusen – und lernen, sie gezielt zu töten.

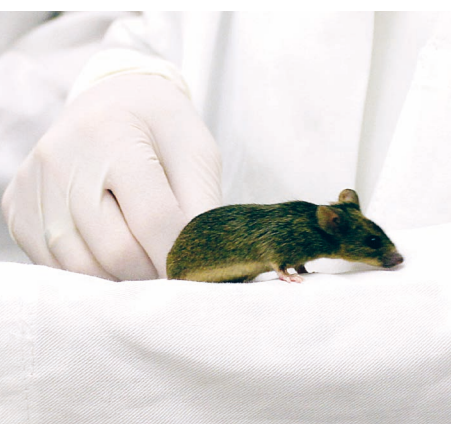
8



30 Basem flüchtete aus Syrien, weil er keine Bomben bauen wollte.

24

Unsere Autorin reiste mit der Uni nach Indonesien. Sie lernte ein Land voller Gegensätze kennen.



Inhalt

4

MOMENTE

Neu an der Uni? Starterpacks helfen weiter

6

OMA HAT DEMENZ

Für die Enkelin hat das auch positive Seiten

8

HIER STIRBT DIE MAUS

56.000 Tiere sterben jährlich für die Forschung

15

KURTS MITTEILUNG

Unsere Autorin fordert: Schluss mit Tierversuchen!

16

WOHNEN IM POTT

Warum das Ruhrgebiet Potenzial hat

20

EINMAL POMMES SCHRANKE

Bruno hat jetzt 'nen Imbisswagen

24

REISE NACH INDONESIEN

Warum das Toleranzprinzip gefährdet ist

29

FAST WIE DAVID GUETTA

Eric arbeitet im Team der Club-Tour Hypercent

30

ENDLICH ANGEKOMMEN?

Fünf Geflüchtete erzählen ihre Geschichte

36

SAG MAL, DOC ...?!

Wie ist das mit dem Orgasmus?

37

KURT UNTERWEGS

Denn Zeit zum Lernen ist später

38

KURTS TRIP

Beim Ü18-Toben im Tiki-Kinderland

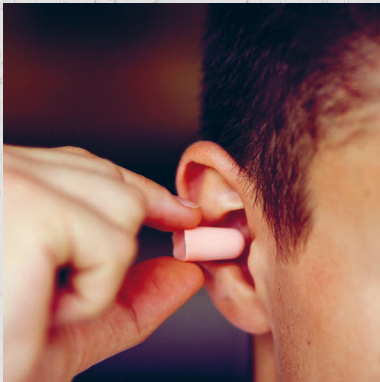
39

IMPRESSUM

Wer was wann wie gemacht hat und Rätsel



Bibliothek



NEU AN DER UNI?



Ruhrpott



S-Bahn



Beim Start in den Uni-Alltag helfen euch unsere Starterpacks. Damit können wir euch zwar nicht alles an der Uni ersparen, aber manche Erfahrung in der Mensa. Unsere Empfehlung: Nehmt nie die Nudeln. Wirklich.

FOTOS MARKUS BERGMANN & JUDITH
WIESRECKER & LUKAS WILHELM & KAROLINA
TIMOSCHADTSCHENKO

Mensa





MEINE OMA LÖST IM ALTENHEIM ALARM AUS

Die Großmutter unserer Autorin hat Demenz. Eines Tages wird sie sie wahrscheinlich nicht mehr erkennen. Trotzdem versucht unsere Autorin, die positiven Seiten zu sehen. Denn Oma ist manchmal ganz schön lustig – zum Beispiel, wenn jemand den Schlüssel für sie sucht.

TEXT SARAH SCHIEFERECKE SYMBOLFOTO SALOME BERBLINGER

Ich stehe vor dem Johanniter Stift in Dortmund-Hörde. Hier lebt meine Oma im betreuten Wohnen. Ich klinge. Ein kurzes Knacken in der Gegensprechanlage, dann höre ich:

„Hallo?“

„Hallo Oma, ich bin's, Sarah.“

„Ach, hallo! Das freut mich aber. Wie geht es dir?“

„Gut, danke. Würdest du mich vielleicht reinlassen?“

„Wieso reinlassen?“

„Ich stehe unten vor deiner Tür. Du hast den Hörer von der Haustür in der Hand und nicht das Telefon.“

Solche skurrilen Momente erlebe ich mit meiner Oma inzwischen immer öfter. Sie ist 80 Jahre alt – und dement.

Als sie früher die Tür geöffnet hat, stieg mir häufig der Duft von frisch gebackenen Waffeln in die Nase. Oma hat immer ganz besondere Waffeln gebacken – Kartoffelwaffeln, die sie bis heute „Eiskuchen“ nennt. Obwohl es sich eindeutig um Waffeln handelte. Damals wohnte sie noch nicht in unserer Nähe, in Dortmund, sondern in Brilon, einer kleinen Stadt im Sauerland. Wenn ich

bei ihr zu Besuch war, haben wir zusammen Doppelkopf gespielt. Jedes Mal. Das ist bis heute ihr Lieblingsspiel.

IN MANCHEN MOMENTEN HABE ICH ANGST UM OMA

Allerdings ist Doppelkopf spielen mit Oma heute schwierig geworden – und auch Eiskuchen backt sie nicht mehr. Zumindest nicht allein. Angefangen hat alles vor etwa fünf Jahren. Kleinigkeiten, die Oma früher leicht von der Hand gingen, vergaß sie plötzlich einfach. So wusste sie oft nicht, in welcher Tasche sich ihr Schlüssel befand. Oder sie vergaß den Zucker für die Waffeln. Oder das Öl für den Salat. Sie wurde immer vergesslicher. Lange Zeit konnte Opa ihr helfen. Seit seinem Tod vor eineinhalb Jahren hat sich Omas Demenz stark verschlimmert. Allein kann sie nicht mehr leben.

Zunächst wollte sie nicht weg. Nicht von zu Hause. Und auch nicht von ihren Freundinnen. Doch Oma hat sich dann schnell mit dem Gedanken angefreundet, umzuziehen. Sie hat sich auf ihre neue Wohnung gefreut. Darauf, dass sie in unserer Nähe wohnt und darauf, dass sie sich nun nicht mehr um alles allein kümmern muss.

Ich mache mir fast täglich Sorgen um Oma. Ich frage mich oft: Wie geht es ihr heute? Kommt sie mit dem Personal im Heim zurecht? Und mit den Mitbewohnerinnen und Mitbewohnern? Wie schnell wird die Demenz voranschreiten? Und vor allem: Was passiert, wenn sie mich irgendwann nicht mehr erkennt?

Einmal wollte sich Oma im Heim ein Glas heiße Milch mit Honig machen. Statt der Milch hat sie den Honig im Topf erhitzt – und ihn auf dem Herd vergessen. Es stieg Rauch auf, der dann den Rauchmelder auslöste. Die Feuerwehr rückte an. Damit hätte Oma das gesamte Haus in Brand setzen kön-

nen. Sie rief mich sonntagsmorgens um sieben Uhr an und erzählte mir, die Feuerwehr sei in ihrer Wohnung. In solchen Momenten habe ich Angst um Oma. Doch wir erleben auch immer wieder schöne und lustige Momente. Jede Familienfeier bereichert meine Großmutter mit ihren Witzen und Geschichten. Mittlerweile ist es für mich zur Gewohnheit geworden, dass sie jede Geschichte dreimal erzählt. Sie spricht zum Beispiel oft davon, dass ihre Nachbarin aus Brilon, die ehrenamtlich für die Caritas tätig war, eines Tages einen großen Müllsack zu ihr brachte. Den Grund für den Besuch nennt sie nie. Diesen hat die Nachbarin dann auf der Terrasse ausgeleert. Oma sagt dann immer: „Sarah, du glaubst nicht, was da alles drin war. Was die Leute so alles wegwerfen. Mehrere Dosensuppen und unbenutzte Zahnpastatuben.“ Danach regt sich Oma auf. Sie schimpft wie ein Rohrspatz, wie verschwenderisch alle Menschen geworden sind.

„DAS GRÜNE DING, DAS MAN GIEßEN MUSS“

Auch spinnt sie täglich neue, skurrile Theorien zusammen. Erst vor kurzem bezichtigte sie meinen Vater, ihr das Telefon abgestellt zu haben. Dabei hatte sie lediglich vergessen, die Vorwahl zu wählen. Ich soll ihr schon ihren Schlüssel entwendet haben. Fünf Minuten später tauchte er in ihrer eigenen Hosentasche auf. Oft vergisst sie alltägliche Worte und umschreibt sie deshalb. So wird der Schlüssel zum „Türaufmacher“ oder die Blume zum „grünen Ding, das man gießen muss“. Immer wieder passiert es, dass Oma Wörter einfach vertauscht. So fragte sie einmal: „Sarah, kannst du mir noch eine Flasche Wasser aus dem Kleiderschrank holen?“

Für mich ist es einfacher, die Situation mit Humor zu nehmen. Ich versuche Oma so zu akzeptieren, wie sie ist. Es ist mir wichtig, mit ihr über all diese Situationen zu lachen. Wenn wir uns ge-

DEMENZ

Demenz ist eine chronische Erkrankung des Gehirns, die vor allem das Kurzzeitgedächtnis betrifft. Die Nervenzellen können immer schlechter miteinander kommunizieren. Dadurch gehen wichtige Informationen verloren. Auch kann es passieren, dass Nervenzellen absterben – im Laufe der Zeit um bis zu 20 Prozent. Deshalb leiden Menschen mit Demenz unter Vergesslichkeit. Einige Betroffene erkennen irgendwann selbst enge Freunde und Verwandte nicht mehr. Sie können auch ihre Sprache verlieren. Die Krankheit ist bis heute weder therapier- noch heilbar. Laut der Deutschen Alzheimer Gesellschaft leidet in Deutschland etwa jeder dritte Mensch über 65 Jahren an Demenz.

meinsam über Sätze wie „Was war denn nochmal G-O-O-G-L-E? Konnte man das essen?“ amüsieren, gehört das zu den schönsten Momenten. Oma lacht meistens mit. Zumindest an den guten Tagen. Dann akzeptiert sie ihre Krankheit. An anderen wiederum verleugnet sie die Demenz und will nicht wahrhaben, dass ihr manche Wörter nicht einfallen. Dann sitzt sie in ihrem Ohrensessel, beißt sich auf die Unterlippe und versucht krampfhaft das Wort, das ihr fehlt, aus dem Gedächtnis zu kramen.

Natürlich belastet ihre Demenz die gesamte Familie und vor allem meine Großmutter selbst. Aber ihre Krankheit ist auch der Grund, warum Oma nach Dortmund gezogen ist. Hier kann ich sie öfter besuchen. Und auch der Rest der Familie ist enger zusammengedrückt. Demenz hat für mich nicht nur negative Seiten. Sie kann das Familienleben auch bereichern.



DIE FORSCHUNG MIT DER MAUS

Dr. Matthias Schmidt ist Beauftragter für Tierschutz an der Uni Bochum. Bei ihm lernen Studierende, wie sie Mäuse und Ratten betäuben und operieren. Das Seminar ist nichts für schwache Nerven. Denn: Kein Tier verlässt den Kursraum lebend.

TEXT ANNA-LENA SIEBERT FOTOS KAROLINA TIMOSCHADTSCHENKO

Die Mäuse in den Käfigen rennen hektisch umher. Das helle Licht im Versuchsraum und die vielen Menschen machen sie nervös. Auf dem Labortisch in der Mitte des Raumes der Ruhr-Uni Bochum stehen fünf Kästen mit jeweils zwei bis vier Mäusen. Die Studierenden des Kurses „Einführung in die Versuchstierkunde“ lernen heute erstmals den praktischen Umgang mit ihnen: Wie sie die Tiere richtig anfassen, betäuben und töten. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer, ausgerüstet

mit weißen Kitteln und weißen Gummihandschuhen, stehen um den Labortisch herum und betrachten neugierig die unruhigen Tiere in den Käfigen. „Glauben Sie mir, die Tiere sind heute noch viel angespannter als Sie es sind“, sagt Dozent Dr. Matthias Schmidt. Seit 2008 ist er Tierschutzbeauftragter der Ruhr-Universität. Er überwacht, ob Studierende und Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter die gesetzlichen Bestimmungen zum Tierschutz einhalten. Wenn jemand negativ auffällt, muss

Schmidt handeln. „Ich selbst bin keine Behörde und kann die Leute nicht bestrafen. Ich kann es nur dem Lehrstuhlinhaber, dem Dekan oder dem Rektor melden. So weit ist es aber bisher noch nicht gekommen“, sagt er.

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer, etwa 25, arbeiten an ihren Master- oder Doktorarbeiten, größtenteils in der Biologie. Die Kurse sind freiwillig – um das Studium abzuschließen, muss man sie nicht belegen. Wer aber später in der



Forschung ohne Aufsicht mit Versuchstieren arbeiten möchte, für den ist das bei diesem Kurs erworbene Zertifikat Pflicht. „Das trägt zum Schutz der Tiere bei und gewährleistet, dass die Tiere so wenig wie möglich leiden müssen“, sagt Matthias Schmidt.

DIE MÄUSE WERDEN NARKOTISIERT UND GETÖTET

Zu Beginn geht es heute darum, wie man eine Maus richtig greift. Schmidt nimmt eine am Schwanz, holt sie aus dem Käfig und legt sie vorsichtig auf seinen Arm. Anschließend zieht er die Haut am Rücken mit dem Daumen und dem Zeigefinger zusammen und fixiert den Kopf. Das Tier kann sich nun nicht mehr bewegen, eine Injektion wäre möglich. „Sie brauchen keine Angst davor zu haben, ob die Maus Schmerzen hat oder

keine Luft bekommt. Das ist definitiv nicht der Fall“, erklärt Schmidt. Wichtig sei vor allem, ruhig zu agieren, um die Tiere nicht noch nervöser zu machen. Dann sind die Studierenden dran: Entschlossen greifen sie in die Käfige und führen das aus, was der Dozent ihnen soeben gezeigt hat. Obwohl sie heute zum ersten Mal mit den Mäusen arbeiten, zeigt niemand Berührungsängste.

Die nächste Aufgabe kostet sie schon mehr Überwindung. Sie müssen die Tiere narkotisieren. Wieder macht Schmidt es vor: Er nimmt eine Maus und injiziert das Narkosemittel in ihre Bauchhöhle. „Wer möchte anfangen?“, fragt er. Niemand meldet sich. Die meisten stehen mit verschränkten Armen an der Wand und schauen sich gegenseitig nervös an. Schließlich meldet sich eine Studentin. Vorsichtig holt sie das Tier aus

dem Käfig und greift seinen Rücken. Die Maus quiekt und versucht wegzulaufen. Doch als ihr Kopf fixiert ist, bewegt sie sich nicht mehr. Mit zitternden Händen setzt die Studentin die Spritze an. Nach der Injektion legt sie die Maus zurück in den Käfig. Das Tier läuft noch etwa eine halbe Minute umher, fängt dann an zu taumeln und bleibt bewusstlos liegen.

Nacheinander werden alle Mäuse narkotisiert. Es klappt überwiegend gut. Eine Studentin wird gebissen, ihr Zeigefinger blutet trotz der Schutzhandschuhe und muss desinfiziert werden. „Das kommt manchmal vor. Schließlich ist Beißen die einzige Möglichkeit der Mäuse, sich zu verteidigen. Beim ersten Mal erschrickt man. Nach einer Weile gewöhnt man sich daran“, sagt Schmidt.

TÖTEN SOLL NICHT SELBSTVERSTÄNDLICH SEIN

„Jetzt kommen wir zum unangenehmen Teil“, sagt Schmidt, „dem Töten.“ Einige der Studierenden haben nicht damit gerechnet, das bereits in der ersten praktischen Sitzung zu lernen. „Es war natürlich allen klar, dass das früher oder später kommt. Aber so früh, das ist schon echt heftig“, sagt Verena und schaut nervös in die Käfige. Sie hat Neurowissenschaften und Molekulare Biologie studiert und möchte in die Forschung einsteigen. Die anderen wirken ebenfalls angespannt. „Wir haben in der Theorie schon viel über Tierversuche gelernt und wussten auch zu Beginn des Kurses, was uns erwartet. Das Tier dann eigenhändig zu töten, verursacht aber schon ein komisches Gefühl“, sagt eine Studentin.

Für diese Bedenken hat Schmidt Verständnis: „Wir wissen natürlich, dass das Töten von Versuchstieren psychisch belastet, und wir möchten auch nicht, dass es zur Selbstverständlichkeit wird.“ Wer die Tiere nicht töten kann, besteht den Kurs jedoch nicht.

Auf drei Arten dürfen Mäuse laut Tierschutzgesetz getötet werden: entweder, man spritzt ihnen eine Überdosis Narkosemittel, vergast sie mit CO₂ in speziellen Behältnissen oder nutzt die zervikale Dislokation – den Genickbruch. „Ersteres kostet den Menschen wohl am wenigsten Überwindung und ist somit am einfachsten. Für das Tier ist es das jedoch nicht: Die Injektion bedeutet zusätzlichen Stress und Aufregung“, sagt Schmidt. Werden die Mäuse vergast, setzt man sie in einen Behälter, den anschließend CO₂ durchströmt. Sie werden dann langsam ohnmächtig. „Diese Methode ist umstritten. Denn bei falscher Dosierung des CO₂ setzt die Atemnot ein, bevor das Tier bewusstlos ist“, erklärt Schmidt. Die Maus gerate dann in Panik und ersticke qualvoll. Letztlich sei der Genickbruch für das Tier am besten – weil es schnell gehe. Die Nervenbahnen zwischen Gehirn und Rückenmark werden dabei vollständig durchtrennt.

Heute wird diese Methode geübt. Der Dozent holt eine der bewusstlosen Mäuse aus dem Käfig und legt sie auf

den Labortisch. Er drückt den Kopf des Tieres mit einer Pinzette auf den Tisch und löst ihn mit einem schnellen, ruckartigen Ziehen am Schwanzansatz vom restlichen Körper. Anschließend fühlt er mit den Fingern nach, ob das Genick komplett durchtrennt ist. Für die Studierenden kein leichter Anblick. Teilweise drehen sie sich weg.

LEICHT IST DIE AUFGABE FÜR NIEMANDEN

„Für den Menschen ist die Methode die schlimmste. Aber es ist ja wichtig, wie es dem Tier dabei geht“, sagt Sebastian. Er studiert Biologie und hat im Gegensatz zu den meisten anderen Kursteilnehmerinnen und -teilnehmern keine großen Probleme mit der Aufgabe. Er nimmt sich eine Schere, drückt den Kopf der bewusstlosen Maus auf den Tisch, und tötet sie mit einem Ruck. Die meisten der Studierenden sind sich einig: „Was muss, das muss.“ Leicht ist die Aufgabe für niemanden.

Der Einsatz und das Töten von Tieren für die Lehre sind umstritten. Die Wis-

senschaft hält die Versuche für wichtig, Tierschützerinnen und Tierschützer bezeichnen sie als überflüssig. „Kein Lebewesen sollte für die Wissenschaft sterben, da es nicht notwendig ist. Die Bandbreite an Alternativen ist mittlerweile riesig“, sagt Lea Schmitz, Sprecherin des Deutschen Tierschutzbundes (ausführliches Interview auf Seite 12). So gebe es Computersimulationen und Modelle. „Auch in Bochum nutzen wir solche Alternativen. Wir zeigen viele selbst produzierte Lehrfilme in den Kursen. Außerdem haben wir Hautmodelle, um Nahttechniken zu lernen“, erklärt Schmidt. Ganz auf Tierversuche verzichten könne man jedoch nicht. „Bilder, Videos und Modelle sind eine gute Vorbereitung. Sie können die praktische Arbeit am Tier jedoch nicht vollständig ersetzen. Wer in der Forschung arbeiten will, wird mit Tierversuchen konfrontiert. Medikamente beispielsweise müssen vor ihrer Zulassung immer erst an Tieren getestet werden“, sagt Schmidt. „Die Studierenden sollen daher den richtigen Umgang erlernen. Und für den Fall, dass ein Tier während eines Versuches starke Schmerzen erlei-





det, müssen die Studierenden es schnell töten können.“

IN DEN PFLICHTSEMINAREN SIND DIE TIERE BEREITS TOT

Neben den freiwilligen Zusatzkursen wie dem von Schmidt gibt es in den naturwissenschaftlichen Studiengängen auch Pflichtseminare, in denen an Tieren gearbeitet wird. Dabei handelt es sich jedoch um Mäuse und Ratten, die die Lehrpersonen bereits vorher getötet haben. Die Studierenden sezieren sie, um sich die Anatomie genauer anzuschauen. Während jede Arbeit mit lebenden Tieren vorher vom Veterinäramt genehmigt werden muss, dürfen die Versuche mit toten Tieren an Hochschulen ohne vorherige Genehmigung durchgeführt werden. Für das Veterinäramt muss lediglich am Ende des Jahres eine Übersicht darüber erstellt werden, wie viele Tiere getötet wurden. Bei Auffälligkeiten, wenn etwa die Zahl innerhalb eines Jahres stark ansteigt, kann das Veterinäramt eingreifen. Darüber hinaus wird an wirbellosen Tieren wie Würmern, Schnecken und Fliegen

geforscht, die nicht durch das Tierschutzgesetz gedeckt sind. Diese Versuche muss der Tierschutzbeauftragte weder vorher genehmigen lassen noch nachträglich melden.

Tierschützerinnen und Tierschützer fordern auch für die Beschaffung der toten Tiere Alternativen. So könne man Tiere von der Straße oder aus Tierarztpraxen verwenden, die auf natürlichem Wege gestorben sind. An der Universität Duisburg-Essen wird zum Beispiel mit Präparaten von Totfunden gearbeitet. Schmidt jedoch kritisiert: „Bei Tieren von der Straße oder aus der Natur hätte ich erst einmal hygienische Bedenken. Hinzu kommt, dass man diese Tiere, auch die verstorbenen Tiere aus Praxen, nicht fest einplanen kann. Es kann zum Beispiel gut sein, dass im ersten Biologie-Semester 200 Mäuse auf einmal benötigt werden. Diese zu beschaffen, stelle ich mir schwierig vor.“

Nach der heutigen Kurssitzung entsorgen die Studierenden die Mäuse ordnungsgemäß. Da kein Projekt an der Uni derzeit welche benötigt, gibt es kei-

ne Verwendung für sie. Alle Tiere werden an der RUB zentral gesammelt. Ein Entsorger holt sie einmal pro Woche in verschlossenen Behältern ab und bringt sie in eine Verbrennungsanlage.

JEDER TÖTET DREI MÄUSE UND ZWEI RATTEN

In den nächsten Wochen lernen die Teilnehmerinnen und Teilnehmer, den Tieren Blut zu entnehmen, Medikamente in andere Körperteile wie beispielsweise die Muskeln oder die Haut zu injizieren, die Tiere zu operieren und sie auf andere Art und Weise zu töten. „Diese Aufgaben werden viel Überwindung kosten“, sagt Schmidt. „Es gibt regelmäßig Studierende, die den Kurs abbrechen, weil er doch zu belastend ist.“ Alle die durchhalten, werden je drei Mäuse und zwei Ratten getötet haben. Wer in dem Job arbeiten will, muss diese Belastungen in Kauf nehmen.



Tierversuche? Nein, danke!

An vielen Universitäten in Deutschland sind Tierversuche fester Bestandteil von Forschung und Lehre. Lea Schmitz, Sprecherin vom Deutschen Tierschutzbund, hält das für verantwortungslos. Sie plädiert für die vielen bereits vorhandenen Alternativen.

TEXT ANNA-LENA SIEBERT

FOTO DEUTSCHER TIERSCHUTZBUND

Jährlich nutzt die Forschung Millionen von Versuchstieren, um zum Beispiel Medikamente zu entwickeln oder das Verhalten der Tiere zu erforschen. Der Deutsche Tierschutzbund setzt sich dafür ein, dass Tierversuche abgeschafft werden und forscht selbst an alternativen Methoden.

Tierversuche gibt es sowohl in der Forschung als auch in der Lehre. Knapp 2,8 Millionen Tiere sind 2015 in deutschen Laboren gestorben. Wie steht der Deutsche Tierschutzbund dazu?

Kein Lebewesen sollte für die Wissenschaft sterben. Es ist nicht notwendig. Tierversuche sind grausam und überholt. Und zwar bei allen Tieren. Wir wenden uns dabei nicht gegen die Forschung an sich, sondern gegen eine bestimmte Methode, die dabei genutzt wird.

Was tut der deutsche Tierschutzbund?

Wir versuchen, eine ethisch vertretbare Forschung voranzutreiben. In unserem eigenen Zellkulturlabor forschen wir an tierversuchsfreien Methoden. Wir prüfen außerdem rechtliche

Möglichkeiten, um Tierversuche einzuschränken oder durch alternative Verfahren zu ersetzen.

Welche Möglichkeiten gibt es in der Lehre, um auf Tierversuche zu verzichten?

Die Hochschulen können künstliche Tiermodelle aus Plastik und Gummi verwenden. Daran können die Studierenden dann Handgriffe und Operationen üben. Ein Beispiel: Eine amerikanische Firma vertreibt neben menschlichen Körpermodellen auch Hundemodelle für veterinärmedizinische Übungen.

Wie sehen diese Modelle denn aus?

Die sind sehr realitätsnah: Durch interne Schläuche wird eine rote Flüssigkeit (das „Blut“) gepumpt. Außerdem schlägt ein künstliches Herz. Die Studierenden können so zum Beispiel lernen, Blutgefäße zu verschließen.

Und welche Alternativen gibt es für die Forschung?

Zahlreiche. Beispielsweise lässt sich mittels Zellkulturen Körpergewebe züchten, sodass man an künstlichen Hautschichten testen kann, ob Chemikalien giftig sind. Sogar manche Organe können Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler bereits im Labor wachsen lassen. Außerdem gibt es Computersimulationen, mit denen die Wirkung von Medikamenten auf das Immunsystem genau analysiert werden kann.

Sind diese Alternativmethoden teurer als Tierversuche?

Nicht unbedingt. Mäuse aus einem Tierstall für einen Versuch zu entnehmen, scheint auf den ersten Blick natürlich sehr günstig, da sie laufend gezüchtet werden und vielfach vorhanden sind. Eine hygienisch saubere und reine Zucht unter besten Bedingungen

zu schaffen, ist allerdings alles andere als günstig. So kostet es zum Beispiel 24 Millionen Euro, wenn die Berliner Uni ein neues Tierhaus baut. Unterhaltskosten für Futter, Strom, Heizung und Reinigung sind da noch nicht eingerechnet. Künstliche Tiermodelle kann man auf Vorrat im Schrank lagern und immer wieder verwenden. Auch Programme für Computersimulationen kosten nur einmal etwas, wenn sie angeschafft werden.

In einigen Seminaren werden die Tiere erst von den Lehrpersonen getötet und anschließend von Studierenden sezziert. Müssen Tiere extra für Versuche sterben?

Die Anatomie kann auch an natürlich verstorbenen, eingeschläferten oder gespendeten Tierkadavern aus Praxen und Privathaushalten untersucht werden. Natürlich sollten Hochschulen keine infektiösen und gesundheitlich bedenklichen Tierkörper verwenden. Für diverse Versuche gibt es auch Lehrvideos, die Dozentinnen und Dozenten immer wieder zeigen können. Studierende müssen dann nicht jedes Mal ein Tier töten, um sich zum Beispiel die Anatomie eines Frosches anzusehen. Fast 56.000 Tiere wurden 2015 getötet, um Studierenden bereits erforschten Wissen zu vermitteln. Das sagt eine aktuelle Statistik des Verbraucherschutzesministeriums. Eine erschreckend hohe Zahl dafür, dass bei diesen Versuchen nichts Neues erforscht wird.

Warum gibt es dann noch immer so viele Tierversuche? Wieso ist es so schwer, Alternativmethoden durchzusetzen?

Die Schwierigkeiten beginnen bei der finanziellen Förderung durch Staat und Wirtschaft. Laut dem Bundesministerium für Bildung und Forschung ge-

ben Bund und Länder jährlich mehrere Milliarden Euro für die Forschung aus. Davon werden Ersatzmethoden zu Tierversuchen mit nur etwa vier bis fünf Millionen Euro gefördert. Eine weitere Hürde: Die neuen Verfahren für Lehre und Forschung bekannt zu machen, so dass sie auch tatsächlich zum Einsatz kommen. Hier fehlt es oft an Informationen und Vernetzung. Es gibt Tierversuche, obwohl eine Alternative existiert. Darüber hinaus stehen Forschung und Wissenschaft, wenn sie bereits seit langer Zeit auf Tierversuche setzen, den Neuerungen oftmals sehr skeptisch gegenüber. Neu entwickelte, alternative Verfahren werden lange und teuer überprüft, bis sie zugelassen werden.

Inwiefern gab und gibt es denn Unterschiede bei der Zulassung von Tierversuchen und den Alternativmethoden?

1940 wurden Tierversuche in die Prüfvorschriften für die Zulassung von Stoffen und Produkten aufgenommen. Damals war das der Goldene Standard, da die Tiere als bester Ersatz für den Menschen galten. Die bereits erwähnten Alternativen waren zu der Zeit noch nicht erforscht und entwickelt. Leider glauben viele auch heute noch per se mehr einem Tierversuch als einem tierversuchsfreien Test. Die Prüfung der alternativen Methoden kostet sehr viel Geld und die bürokratischen Hürden sind groß. Tierversuche werden selbst in der heutigen Zeit nicht so umfassend auf ihre Aussagekraft geprüft, bevor sie genehmigt werden.

Die armen Hamster

Wer Medizin oder Biologie studiert, kommt um Tierversuche nicht herum – wie diese Übersicht der Unis in der Region zeigt.

RECHERCHEANNA-LENA SIEBERT

	Welche Bereiche?	Welche Tiere?	Wie viele?
TU Dortmund	keine Tierversuche		
Ruhr-Uni Bochum	Medizin, Biologie (Forschung und Lehre)	Mäuse, Ratten, Fische	8.700 Mäuse, 500 Ratten, 700 Fische
Uni Duisburg-Essen	Medizin, Biologie (hauptsächlich in der Grundlagenforschung)	Mäuse, Ratten, Kaninchen, Schweine, Fische, Frösche, Mulle, Hamster, Insekten	27.000
Westfälische Hochschule	keine Tierversuche		
Uni Münster	Medizin, Biologie, Chemie, Pharmazie (Forschung und Lehre)	Mäuse, Ratten, Meerschweinchen, Stichlinge, Krabben, Frösche, Hummer, Schweine, Schafe, Affen	keine Angabe
Uni Düsseldorf	Medizin, Biologie	Mäuse, Ratten, Schweine, Hunde, Schafe, Katzen, Affen, Kaninchen, Fische	22.000, davon 21.000 Mäuse und Ratten

Kurts Mitteilung

In jedem Heft schreiben wir Prominenten einen Brief. Dieses Mal geht es um Tierversuche. Adressatin: Prof. Dr. Johanna Wanka, Bundesministerin für Bildung und Forschung. Unsere Autorin fordert: Lasst die Mäuse leben!

TEXT: KAROLINA TIMOSCHADTSCHENKO FOTOS: JUDITH WIESRECKER & ONLYYOUQJ/FREEPIK

Frau Prof. Dr. Johanna Wanka
Bundesministerium für Bildung und Forschung
Heinemannstraße 2
53175 Bonn

Sehr geehrte Frau Prof. Dr. Wanka,

im deutschen Tierschutzgesetz heißt es, der Mensch hat das Leben und Wohlbefinden des Tieres als Mitgeschöpf zu schützen. Daran sollten auch Sie als Bildungsministerin sich halten – und Tierversuche in der Lehre vollständig durch alternative Methoden ersetzen. In der Lehre wird mit Tierversuchen häufig nur etwas bereits Bekanntes vermittelt, zum Beispiel die Anatomie der Tiere. Dann werden sie entsorgt wie Müll. Eine völlig unnötige Vorgehensweise.

Mit dem Bundesministerium für Bildung und Forschung setzen Sie sich dafür ein, dass Alternativmethoden gefördert werden. Ihr Ziel ist das „3R-Konzept“: Sie möchten Tierversuche nach Möglichkeit ersetzen (Replacement), die Anzahl der Versuchstiere reduzieren (Reduction) oder ihr Leiden vermindern (Refinement). Jedoch ist das nicht genug: 2015 wurden laut Deutschem Tierschutzbund 56.000 Tiere ohne neuen Erkenntnisgewinn für die Lehre getötet. Und das, obwohl es mittlerweile zahlreiche Alternativen gibt. Die Versuche können durch künstliche Modelle, Computersimulationen und Bilder ersetzt werden. Hier müssen Sie tätig werden. Machen Sie die Alternativen bekannter! Schaffen Sie die überflüssigen Experimente mit Tieren in der Lehre ab!

Langfristig müssen alle Tierversuche vollständig durch Alternativen ersetzt werden – nicht nur in der Lehre. Die Situation wird nicht besser, wenn bloß weniger Tiere gequält werden oder versucht wird, sie kurz und schmerzlos sterben zu lassen. So wie Ihr 3R-Konzept es vorsieht. In der Lehre kann man bereits auf Tierversuche verzichten. Die Forschung muss daran dringend arbeiten.

2015 haben Sie gesagt, dass nach dem Stand der Wissenschaft nicht vollständig auf Tierversuche verzichtet werden darf. Wenn es darum ginge, Krankheiten zu heilen oder Therapien für Menschen zu entwickeln, seien diese unerlässlich. Das kann nach dem heutigen Stand so sein, aber darauf dürfen Sie sich nicht ausruhen. Bauen Sie bürokratische Hürden ab. Investieren Sie in die Alternativforschung, damit in Zukunft keine Tiere mehr für die Forschung sterben müssen. Bald erlaubt der Stand der Wissenschaft dann vielleicht ein generelles Verbot von Tierversuchen.

Mit freundlichen Grüßen

Karolina Timoschadtschenko

Karolina Timoschadtschenko

WOHNEN IM POTT



Berlin und Köln haben eines gemein: Studierende können hier nicht nur lernen, sondern auch besonders gut feiern und Spaß haben. In den Pott zieht es hingegen kaum junge Leute, die ein vielfältiges Freizeitangebot suchen. Dabei hat die Region Potential.

TEXT JANA-SOPHIE BRÜNTJEN

FOTOS GERBER ARCHITEKTEN & STADT DORTMUND / GAYE SUSE KROMER & LUKAS WILHELM & JANA-SOPHIE BRÜNTJEN

Ab September 2019 soll es soweit sein: Am Eingang begrüßt der Concierge die Mieterinnen und Mieter, ihre Autos stehen in der Tiefgarage und die bodentiefen Fenster bieten einen Ausblick auf die Dortmunder Innenstadt. Nach Feierabend gehen die Bewohnerinnen und Bewohner ins hauseigene Fitnessstudio oder entspannen auf dem Dachgarten. Luxus, den man nicht unbedingt in einem Studierendenwohnheim erwartet. Doch sollen in den Neubau in der Kampstraße in knapp zwei Jahren 430 Studierende einziehen. Der monatliche Mietpreis für ein 20 Quadratmeter großes Appartement: 450 Euro warm.

Laut der aktuellen Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerkes geben die Durchschnittsstudierenden in Deutschland 323 Euro im Monat für die Miete aus. In der Kampstraße wird der Mietpreis deutlich darüber liegen. Nur 15 Prozent der Studierenden wenden deutschlandweit mehr als 400 Euro fürs Wohnen auf.

Auch in Dortmund sind solch hohe Mietkosten eher ungewöhnlich. „Die Situation auf dem Dortmunder Wohnungsmarkt ist noch relativ entspannt“, sagt Angelika Münter, Raumplanerin am Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung (ILS) in Dortmund. In Dortmund stieg der Quadratmeterpreis von 2012 bis 2016 um circa 20 Prozent auf 6,41 Euro. Im Vergleich mit Städten wie Münster, wo der Preis pro Quadratmeter 2016 bei 9,14 Euro lag, ist das noch recht günstig. Ähnlich preiswert wie in Dortmund lässt es sich im gesamten Ruhrgebiet leben.

Studierende haben es Münter zufolge leichter auf dem Wohnungsmarkt, da sie für günstige Wohnungen oft als zuverlässiger eingeschätzt werden als andere potentielle Mieter. Laut Heike Thelen, Pressesprecherin der Stadt Dortmund, haben sie noch einen weiteren entscheidenden Vorteil: „Studierende sind bei der Wohnungssuche oft flexibler, weil sie sich nicht auf eine Einzelwohnung festlegen, sondern auch bereit sind, zum Beispiel in einer WG zu leben. Das unterscheidet sie von anderen Gruppen mit niedrigem Einkommen.“

IMMER MEHR JUNGE MENSCHEN WOLLEN STUDIEREN

Die Mieten in Dortmund steigen laut Münter, weil immer mehr Menschen in der Stadt leben wollen. Dortmund überschritt Ende 2016 die Marke von 600.000 Einwohnerinnen und Einwohnern. Ein Grund für die steigende Bevölkerungszahl: Immer mehr Studierende kommen an die TU und die Fachhochschule. „2010 gab es rund 35.000 Studenten in Dortmund. 2016 waren es knapp 52.000“, sagt Thelen. Münter erklärt diesen Anstieg damit, dass es immer mehr Abiturientinnen und Abiturienten gibt, die studieren wollen.

Der Standort der Universitäten und Hochschulen im Ruhrgebiet unterscheidet sich in einem zentralen Punkt von den meisten anderen in Deutschland – und macht studentisches Wohnen so vergleichsweise günstig. „In der Region leben sehr viele Abiturienten, die auch hier studieren wollen“, erklärt Münter. Anstatt sich eine eigene Wohnung zu suchen, wohnen diese weiter bei ihren



Heike Thelen, Pressesprecherin



Angelika Münter, ILS-Raumplanerin

Eltern. Universitäten wie die TU oder die RUB sind deshalb sogenannte Pendler-Unis. So machten Studierende in Dortmund 2016 zwar neun Prozent der Gesamtbevölkerung aus. Der Anteil der Studierenden, die in Dortmund leben, lag aber nur bei ungefähr vier Prozent der Gesamtbevölkerung.

Deswegen gibt es in Dortmund laut Münter nur wenig studentisches Leben. „In anderen Städten gibt es ganze Studentenviertel mit Kneipen und Kul-



Das alte Karstadt-Technikhaus an der Kampstraße ...

tureinrichtungen für junge Menschen“, sagt sie. Solche Viertel seien im Ruhrgebiet nur selten zu finden. Eine Ausnahme ist zum Beispiel das Kreuzviertel. Dass es nur so wenige dieser Stadtteile gibt, liege auch an Planungsfehlern, die in der Vergangenheit gemacht wurden. „In den 60ern hatte man als Standort für die TU die Wahl zwischen Eichlinghofen und dem Gelände hinter dem Hauptbahnhof, wo heute der Busbahnhof liegt. Leider fiel die Entscheidung auf Eichlinghofen“, sagt Münster. Dadurch, dass die TU als Campusuni außerhalb des Stadtzentrums gebaut wurde, sei das studentische Leben kaum in den Kern der Stadt integriert.

KAUM UNTERKÜNFTE FÜR AUSLÄNDISCHE STUDIERENDE

Während sich die Pendlerinnen und Pendler keine Gedanken über den Wohnungsmarkt machen müssen, trifft der schleichende Mangel eine andere Gruppe besonders stark. „Internationale Studierende suchen in der Regel günstige, möblierte Wohnungen und diese werden in Dortmund immer knapper“, sagt Angelika Münster.

Erste Anlaufstelle ist oft das Studierendenwerk Dortmund, das zwölf Anlagen mit 2.714 Wohnplätzen betreibt. Die

Wohnheime sind in der Regel komplett belegt. „Im Durchschnitt kann man von einer Wartezeit von mindestens ein bis zwei Semestern ausgehen“, sagt Petra Mikolajetz, Pressesprecherin des Studierendenwerkes. Zurzeit hoffen circa 900 Studierende auf einen Platz – und es werden immer mehr. „Die Zahl der Anwärter hat in den vergangenen Jahren zugenommen“, bestätigt Mikolajetz. Dabei gilt: Je flexibler die Bewerberin oder der Bewerber, desto wahrscheinlicher ist es, dass sie oder er einen Platz bekommt. Wer als Wunsch ein Einzelappartement angibt, bekommt schneller eine Zusage, wenn er oder sie bereit ist, beispielsweise in ein Zimmer in einer Vierer-WG einzuziehen.

Neubauten planen aktuell trotzdem weder das Studierendenwerk noch die Stadt. Die Stadtverwaltung setzt auf private Investoren, um die Nachfrage nach Plätzen in Wohnheimen zu decken. Auch hinter dem Studierendenwohnheim in der Kampstraße steht ein privater Anleger: Das Gebäude gehört dem European Student Housing Fund, der Wohnheime in Europa betreibt.

Laut Raumplanerin Münster könnte die Nachfrage nach Zimmern in Wohnheimen bald wieder zurückgehen. „Im Moment schreiben sich immer mehr

Erstsemester an den Hochschulen ein, aber dieser Boom wird nicht lange anhalten“, sagt sie. Obwohl jährlich Hunderttausende Menschen nach Deutschland kommen, sinkt die Einwohnerzahl, weil weniger Kinder geboren werden. Die meisten geburtenstarken Jahrgänge studieren bereits. Dass Dortmunds Einwohnerzahl angestiegen ist, liegt Münsters Meinung nach hauptsächlich daran, dass Menschen vom Land oder aus dem Ausland zuwandern. Viele der Studierenden bleiben nicht im Ruhrgebiet. „Ein großer Teil zieht nach seinem Studium in Städte wie Köln oder Hamburg, die zum Beispiel aufgrund besserer Berufschancen attraktiver für junge Leute sind.“

Münster glaubt deswegen, dass sich Dortmund mehr um Studierende bemühen sollte. Sie bezieht sich dabei auf die Theorie der Schwarm-Städte. „Die Theorie geht davon aus, dass junge Menschen verstärkt in die Städte ziehen werden, in denen ihre Altersgenossen leben, wenn ihre Zahl weiter abnimmt“, erklärt Münster. Städte also, in denen es viel studentisches Leben mit Bars, Clubs und Kultureinrichtungen gibt. Im Nachteil sei dann unter anderem das Ruhrgebiet, wie Münster sagt: „Wenn sich jemand für einen Mainstream-Studiengang wie BWL entscheidet und es



... wird demnächst abgerissen. Geplant sind Studi-Appartments.

mehr Plätze als Bewerber gibt, warum sollte er dann nach Bottrop oder Gelsenkirchen gehen?“

Um junge Menschen davon abzuhalten, die Region zu verlassen, sollten die Städte mit sogenannten Schwarm-Stadtteilen gegensteuern. „Der Studierendenboom bietet die Möglichkeit, junge Leute langfristig in der Stadt zu halten“, sagt Münster. Um diese Zielgruppe anzulocken, brauche es laut der Raumplanerin bestimmte Voraussetzungen. „Aus Umfragen wissen wir, dass für Studenten günstige Mieten, Nähe zur Hochschule und zu öffentlichen Verkehrsmitteln sowie nahegelegene Einkaufsmöglichkeiten entscheidend bei der Wahl des Studienorts sind.“ Stadtteile wie das Kreuzviertel böten bereits gute Voraussetzungen.

NEUE CHANCEN FÜR ABGEHÄNGTE VIERTEL

In vermeintlichen Problemvierteln wie der Nordstadt sind die Mieten weitaus niedriger: Der Mietpreis pro Quadratmeter liegt dort bis zu 80 Cent unter dem im Kreuzviertel. „Wer sich nicht von dem Ruf dieser Stadtteile abschrecken lässt, wird von den günstigen Preisen angezogen“, sagt Münster. Wenn viele Studierende in solche Viertel ziehen,

werden die Gegenden oftmals auch für Geschäfte und Freizeiteinrichtungen wieder attraktiv. Bestes Beispiel dafür sind die Stadtteile Kreuzberg und Prenzlauer Berg in Berlin. „Es kann zwar niemand erwarten, dass aus der Nordstadt ein zweites Kreuzberg wird, aber ein gewisses Potential ist da.“ Bei so einem Wandel müssten auch die Interessen der alteingesessenen Bevölkerung im Auge behalten werden.

WIRD BALD VORBEI SEIN: DER STUDIERENDENBOOM

Privaten Wohnheimen wie dem, das in der Kampstraße entsteht, steht sie aufgrund der relativ hohen Preise skeptisch gegenüber. „Solche Investitionen sind ein europaweiter Trend, aber ob sie unbedingt in den eher günstigen Ruhrpott passen, ist fraglich“, sagt Münster. Solche Wohnungen kämen nur für wenige in Frage. Besonders auf langfristige Sicht könne es Probleme geben, die Wohnungen zu vermieten. „Wenn die Zahl der Studenten wieder abnimmt, gibt es in der Region ausreichend günstige Alternativen.“

Laut Münster sollte das Ruhrgebiet bei der Entwicklung von neuem Wohnraum für Studierende allgemein eher auf Umlands als auf Neubauten setzen. Die Raumpla-

nerin fordert eine bessere Kooperation zwischen Städten, Hochschulen und der lokalen Wirtschaft. Auch die Universitäten und Hochschulen müssten sich auf weniger Studierende einstellen und dementsprechend vorsorgen. „Es sollte ein differenzierteres Angebot an Fächern geben, die nicht überall studiert werden können“, sagt Münster.

Viel Zeit bleibt dafür nicht mehr: Laut einer Studie von CHE Consult, einem Beratungsunternehmen für Universitäten und Hochschulen, nimmt die Zahl der 16- bis 19-Jährigen, also den potenziellen Studierenden, immer weiter ab. In Dortmund wird ihre Zahl in den nächsten 20 Jahren um 14 Prozent sinken. In Bochum wird es dann sogar 19 Prozent weniger 16- bis 19-Jährige als heute geben.

Ähnliche Entwicklungen sind der Studie zufolge in ganz Nordrhein-Westfalen zu erwarten. Für die Ruhrregion ist deswegen laut Münster Eile geboten: „Neue Gebäude lassen sich schnell bauen, aber ganze Stadtteile und das Image einer Region verbessert man nicht von heute auf morgen.“



KOMMT AUF DEN POMMES NOCH WAS DRAUF?

32 Jahre lang arbeitete Thomas Bruno Schmitz im Bochumer Opel-Werk. Er war sicher, dass er dort bis zur Rente bleiben würde. Im Dezember 2014 machte Opel dicht. Bruno hat den Schritt in ein neues Leben geschafft – in einem Imbisswagen.

TEXTTIM LIEVERTZ FOTOSKAROLINA TIMOSCHADTSCHENKO



Die beiden Jungs wischen sich noch brav den Mund ab. Dann stehen sie von der kleinen Bank neben dem Wagen auf, auf dem „Bruno's Imbiss“ steht. „Es war sehr lecker“, sagen sie in Richtung Bruno, der das Geschirr der Jungs wegräumt. Bruno lächelt. „Ja, war sehr lecker? Danke schön!“ Wenn es seinen Kundinnen und Kunden schmeckt, freut das den gelernten Kfz-Mechaniker.

Bruno steht erst seit kurzem in seinem Imbisswagen auf dem Real-Parkplatz in Bochum-Langendreer. Davor war der 54-Jährige, wie so viele aus Bochum, bei Opel beschäftigt. 52 Jahre lang ließ der Automobilhersteller dort produzieren, beschäftigte in den Werken I, II und III bis zu 22.000 Menschen. Damit war Opel einst der größte Arbeitgeber der Ruhrgebietsstadt. Das ist schon einige Jahre her. Anfang Dezember 2014 lief das letzte Auto in Bochum vom Band. Für die rund 2.500 übrig gebliebenen

Opelaner war dies das Ende eines schleichenden Prozesses. Das Aus ließ sich nur aufschieben, nicht aufhalten. Seit 1987 wurden immer wieder Stellen gestrichen, die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter verzichteten immer wieder auf Geld. Deswegen ist es nicht verwunderlich, wie Bruno seine Gefühlslage am Tag des endgültigen Abschieds beschreibt: „Das war schon eine gewisse Erleichterung. Weil man dann Klarheit hatte“, sagt er. Am letzten Tag habe er den Abfindungsvertrag unterschrieben: „Kurz und schmerzlos. Und dann konnte ich nach Hause gehen.“ 32 Jahre lang war Bruno bei Opel als Maschinenführer und Springkraft tätig. Heute hat sich sein Arbeitsbereich deutlich verkleinert. Knapp 85.000 Quadratmeter maß die größte Halle bei Opel. Brunos neuer Arbeitsplatz kommt auf höchstens fünf, eher weniger.

Der Wagen ist ein umgebauter weißer Anhänger. „Bruno's Imbiss“ steht in

großen schwarzen Buchstaben über der Klappe, darunter eine große Cartoon-Zeichnung von Bruno, wie er lachend einen Boxkampf mit einer Wurst aufnimmt. Auch auf der Schürze, die Bruno während der Arbeit trägt, ist diese Zeichnung zu sehen. Und das Lachen darauf verrät schon, wo er mehr Spaß hat. „Eindeutig hier, im Imbisswagen.“ Obwohl es im Sommer hinter dem Grill ziemlich heiß werden kann. Aber in den stickigen Opel-Hallen sei es bei schönem Wetter auch nicht viel kühler gewesen.

DIE IDEE ENTSTAND IM KLEINGARTENVEREIN

Wie kommt ein gelernter Kfz-Mechaniker dazu, sich einen Imbisswagen zuzulegen? Nach Alternativen habe er sich schon länger umgesehen, erzählt Bruno, während er die Bratwürste auf dem Grill wendet. „1987 wurde ja schon schrittweise angefangen, Stellen abzubauen.

Als 2006 dann die erste große Abfindungswelle kam, habe ich mich schon umgeschaut, aber nichts gefunden“, sagt er. Weil ihm bewusst war, dass er über kurz oder lang einen neuen Arbeitsplatz brauchte, begann der damals 43-Jährige in demselben Jahr ein Fernstudium zum Industriemeister. 2009 schloss er das ab.

Während dieser drei Jahre kam ihm die Idee mit dem Imbiss. „Die hatte ich immer schon irgendwie im Hinterkopf“, sagt er. „Vielleicht kam das dadurch, dass ich zweiter Vorsitzender im Kleingartenverein war. Da habe ich Feste organisiert, hinter dem Grill gestanden – und das hat mir total Spaß gemacht.“ Den Kleingarten hat Bruno nicht mehr. Dafür aber seinen Imbisswagen.

ALS HAUSMEISTER IN DER NORDSTADT

Vor dem Weg von Opel auf den Real-Parkplatz legte Bruno noch eine Zwischenstation ein. Nach dem Aus beim Automobil-Hersteller war er zunächst Hausmeister in einigen Wohnhäusern. Für Bruno ein wichtiger Job. „Ich wollte nach dem Aus bei Opel so schnell wie möglich wieder einen geregelten Tagesablauf haben. Damit ich erst gar nicht in diesen Trott reinkomme, lange im Bett

zu bleiben.“ Sein Arbeitsplatz war in der Dortmunder Nordstadt, einem sozialen Brennpunkt. „Das war nichts für mich, das hat mir keinen Spaß gemacht.“

Also setzte Bruno die Idee vom Imbisswagen endlich in die Tat um. Den finanzierte er mit der Abfindung, die er von Opel erhalten hatte. Wie hoch der Betrag war, verrät Bruno nicht. Generell spricht er nicht gerne über Geld. Eine Standmiete zahlt er für seinen Wagen, die Höhe behält er für sich. Letztlich hat die Abfindung gereicht, um in ein neues Leben zu starten. Ein Leben nach Opel. Und das gefällt Bruno. Wenn er neben seiner Frau Anni zwischen Kühlschrank und Grill steht, dann sieht man ihm an, wie viel Spaß er an seinem neuen Beruf hat. Anni hat er mittlerweile eingestellt. Vorher war sie Reinigungskraft, dann wurde ihr gekündigt – wie ihrem Mann. „Das hat ja dann perfekt gepasst“, sagt Bruno. Nun hilft sie ihm, dreht die Würstchen, brät die Schnitzel und frittiert die Pommes. „Mein Mann und mein Chef“, sagt Anni über Bruno.

Der Anfang im Wagen war schwierig. „Das ist ja ganz normal. Es dauert eben seine Zeit, bis sich sowas rumgesprochen hat“, erzählt Bruno. „Aber jetzt läuft es ganz gut.“ Wie viele Leute täglich zu ihm kommen, weiß er nicht ge-

nau. „So 60, 70, vielleicht 80“, schätzt er. „Wir werden jetzt nicht reich dadurch, aber wir kommen gut über die Runden“, sagt Bruno. Er hat sich mittlerweile einen zweiten Wagen zugelegt, „einen, den man mieten kann, für Feste und so“. Dazu hat er zwei Teilzeitkräfte eingestellt – plus Ehefrau Anni. „Ich arbeite ja nicht nur die acht Stunden im Imbiss“, erzählt Bruno, während er hinter dem Grill steht, dessen Hitze ihm die Schweißperlen die Stirn runterlaufen lässt. „Ich muss ja auch noch einkaufen, Lebensmittel vorbereiten und so weiter.“

Deshalb sind die Tage des Bochumers eng getaktet und beginnen schon lange, bevor die Klappe von „Bruno's Imbiss“ um zwölf Uhr hochgeht. „Um acht Uhr morgens stehe ich auf, frühstücke und dann geht's auch schon los“, erzählt er. „Soßen und Frikadellen machen, einkaufen, Schnitzel schneiden und kloppen.“ Und auch der Ladenschluss um 20 Uhr heißt bei ihm nicht Feierabend. Das Aufräumen kann schon mal bis nach Neun dauern. Danach geht es Zuhause noch an die Buchhaltung. Durch das Fernstudium hat Bruno seine Mathematikkenntnisse wieder ein bisschen aufgefrischt. So geht es sechs Tage in der Woche. Nur sonntags ruhen sich Bruno und Anni aus. Da hat Real ge-





schlossen – und auch der Imbisswagen. „Bruno hat über ein Jahr keinen Urlaub gemacht“, sagt Georg Konkkel, der Bruno noch aus alten Zeiten bei Opel kennt.

Konkel ist nicht der einzige Ex-Opelner, der öfter bei Bruno Mittag isst. Viele alte Kollegen holen sich auf dem Parkplatz ihr Schnitzel, ihre Pommes oder Currywurst. „Es kommen öfter welche, trinken auch mal einen Kaffee oder quatschen einfach nur ein bisschen“, sagt der ehemalige Maschinenführer. Über die alten Zeiten bei Opel reden sie weniger. „Man sollte dann auch irgendwann abschließen, nach hinten gucken bringt nichts“, findet Bruno.

Aber manchmal dreht sich das Gespräch an dem kleinen Stehtisch vor der Theke dann doch um alte Opel-Anekdoten. Zum Beispiel um die mit dem Mülleimer und den gelben Linien. „Im Opel-Werk haben die da, wo der Mülleimer stand, einen Kreis gezogen und ein Schild darüber gehängt, auf dem Mülleimer stand“, erzählt Georg Konkkel. Bruno ergänzt: „Gelb war der Kreis, gelb für bewegliche Gegenstände.“ Um die Messer und Gabeln in seinem Imbisswagen klebt er keine gelben Kreise. Obwohl das Besteck ja zu den beweglichen Gegenständen zählt. „Da kriegt meine Frau die Krise“, sagt Bruno und lacht.

Die alten Kollegen kommen aber nicht nur zum Quatschen, sondern auch, weil es ihnen schmeckt. Und das liegt zum Teil auch an Brunos Tochter. Sie ist Köchin, und hat ihren Vater in der Anfangszeit beraten. „Ich habe zum Beispiel mit ihr besprochen, wie wir das am besten mit den Soßen machen“, erzählt Bruno. Auch die Speisekarte hat sie mitgestaltet.

Und die ändert sich ständig. Die Imbiss-Klassiker sind gesetzt. „Aber es gibt zum Beispiel auch Falafel“, sagt Bruno. „Und wenn ich beim Einkaufen was Gutes sehe oder irgendwas im Angebot ist, dann nehme ich das mit und setze es auf die Karte.“

STRUKTURWANDEL: DIE ALTEN ZEITEN SIND VORBEI

Im Wandel befindet sich auch weiterhin Brunos Heimatstadt Bochum. Die Zechen, Nokia, Opel – alles weg. „Mittlerweile ist die Ruhr-Uni der größte Arbeitgeber hier. Das muss man sich mal überlegen“, sagt Bruno. Der Strukturwandel ist immer noch in vollem Gange. Arbeitsplätze in der Industrie fallen weg, im Dienstleistungssektor entstehen neue. Auf dem alten Opel-Gelände baut die Ruhr-Universität, DHL errichtet ein Paketzentrum. Mit

600 Arbeitsplätzen. „Die meisten Opelner sind wahrscheinlich schon in Rente, wenn das Paketzentrum steht“, sagt Bruno. So viele Arbeitsplätze in der Industrie, wie es zu Zeiten des Bergbaus oder der Opel-Werke waren, wird es in Bochum so schnell nicht mehr geben.

Der Strukturwandel ist auch in Langendreer erkennbar. „Die ganzen Geschäfte machen zu. Wir hatten mal knapp sechs Kneipen, jetzt nur noch eine. Wir haben auch kaum noch Bäcker oder Metzger“, sagt Bruno und zeigt auf den halb gefüllten Parkplatz: „Wir haben heute Samstag. Früher hättest du weder hier, noch in der Tiefgarage einen Parkplatz gefunden und wärst wieder nach Hause gefahren“, erzählt Bruno schmunzelnd. Doch die Zeiten sind vorbei.

Viele der ehemaligen Opelner sind damals nach Leipzig gegangen, zu Porsche, wie Bruno erzählt. Für den Ruhrpottler war ein Umzug nie eine Option. „Ich habe ja meine Wurzeln hier, ein Haus, meine Familie und Freunde. Meine Eltern leben auch beide noch hier. Da will man nicht weg“, sagt Bruno. Also blieb der Kfz-Mechaniker in Bochum. Und schraubt nun nur noch an dem perfekten Soßenrezept.



BATIK UND BESTECHUNG

Indonesien ist mit 255 Millionen Menschen das Land mit der viertgrößten Bevölkerung der Welt. Unsere Autorin war eine Woche dort und erlebte ein wunderschönes Land, das durch radikale Gruppen und Korruption verlieren könnte, was es ausmacht: Ein hohes Maß an Toleranz.

TEXTREBECCA WOLFER FOTOSREBECCA WOLFER & TOBIAS KREUTZER

Als wir den Flughafen in Jakarta verlassen, schlägt uns drückende Hitze entgegen: Es sind 35 Grad Celsius, und wegen der hohen Luftfeuchtigkeit fühlen wir uns, als könnten wir nicht richtig atmen. Uns kommen Einheimische in Pullover und langer Hose entgegen. Wir hingegen schwitzen schon in unseren T-Shirts. Zum Glück verbringen wir den ersten Teil unserer Reise in Bandung, dort ist es etwas kühler.

Die Stadt hat drei Millionen Einwohner und liegt 150 Kilometer von der Hauptstadt Jakarta entfernt. In Deutschland ist eine solche Strecke in anderthalb Stunden machbar – wir brauchen fünf Stunden mit dem Bus. Der Verkehr ist unglaublich zäh, wir stehen immer wieder im Stau. Genug Zeit, um Jakarta im Dunkeln zu betrachten. Ich habe noch nie so viele und so hohe Wolkenkratzer gesehen. Überall leuchten bunte Firmenlogos und riesige, blinkende Werbetafeln. Als wir aus der Stadt herausfahren, erkennen wir den Unterschied zwischen Arm und Reich: Im Hintergrund stehen die riesigen, modernen Hochhäuser, direkt an der Straße dagegen winzige Hütten, aus denen die Indonesierinnen und Indonesier am Tag Wasser, Kosmetik oder Obst verkaufen. Manchmal liegt auch Fleisch in der Auslage – ungekühlt.

EIN LAND MIT FÜNF STAATSRELIGIONEN

Auch in Bandung beobachten wir diese Art des Handels. Der funktioniert nur, weil die Menschen in der Nachbarschaft sich unterstützen. Sie gehen nicht zu den größeren Supermärkten, sondern kaufen bei den Nachbarinnen und Nachbarn ein. Schon hier wird uns bewusst, dass die Gemeinschaft für die Indonesierinnen und Indonesier viel wichtiger zu sein scheint als das Individuum.

Wir wohnen in einem Hotel in der Nähe der Universität in Bandung, der „Katholischen Universität Parahyangan“ (UNPAR). Ungefähr zehn Minuten müssen wir dorthin laufen – auf der Straße,



Auf Mopeds kommen die Menschen in Jakarta schneller durch den Verkehr.

denn Bürgersteige gibt es nicht. Daran gewöhnen wir uns erstaunlich schnell. Die Autos und Motorräder können sowieso nur langsam fahren, weil der Verkehr so dicht ist. Heute, am Tag nach der Ankunft, ist es sonnig. Die Luft riecht nach Abgasen, manchmal leicht nach grünem Tee. Es sind 25 Grad. Das ändert sich, als wir den Hörsaal in der UNPAR betreten: Der Raum wird als Zeichen des Wohlstands so heruntergekühlt, dass wir unsere Strickjacken und Schals anziehen müssen.

Hier erfahren wir in Vorträgen mehr über die Geschichte des Landes. Indonesien war eine niederländische Kolonie. Mit dem Handel kamen verschiedene Religionen auf die Inseln: das Christentum etwa durch die Niederlande, Spanien und Portugal; der Islam durch Händlerinnen und Händler aus Saudi-Arabien und Indien. 1942 besetzte die japanische Armee Indonesien. Die Inseln waren ein guter strategischer Stützpunkt im Zweiten Weltkrieg und hatten wichtige Rohstoffe. Damit war



Mit ihrer hellen Haut und den blonden Haaren fiel unsere Autorin schnell auf: Alle wollten ein Foto mit ihr.

die Kolonialherrschaft der Niederlande vorbei. Mit der Kapitulation Japans am 15. August 1945 endete auch deren Herrschaft über Indonesien. Zwei Tage später erklärte das Land seine Unabhängigkeit.

Die Politik musste sich damals für eine Verfassung entscheiden. Zwei Gruppen standen sich gegenüber: Eine forderte einen säkular-nationalistischen Staat basierend auf Pancasila, den „fünf Prinzipien“ (siehe Kasten). Die andere Gruppe wollte die Jakarta Charta und damit die Scharia, also islamisches Recht, etablieren. Die Politiker einigten sich auf Pancasila als Grundlage der Verfassung. Heute sind deshalb fünf Religionen als Staatsreligionen akzeptiert: der Islam (mit rund 87 Prozent der Bevölkerung die größte Gruppe), der Protestantismus (sechs Prozent), der Katholizismus (drei Prozent), der Hinduismus (zwei Prozent), der Buddhismus und der Konfuzianismus (jeweils ein Prozent). Dies erklärt das Landesmotto von Indonesien: Einheit in Vielfalt.

Laut des ersten Prinzips müssen alle Bürgerinnen und Bürger an einen Gott oder „etwas Göttliches“ glauben. Die Konfession steht sogar im Ausweis. Ei-

gentlich dürften also keine Atheistinnen oder Atheisten in Indonesien leben. „Ich habe Freunde, die nicht gläubig sind“, sagt Agatha, eine Studentin der UNPAR, die uns auf unserer Reise begleitet, „aber wir reden eigentlich nie über Religion.“ Das könnte zu Streit führen und die „Gemeinschaft“ stören.

„KORRUPTION IST DIE GRÖßTE GEFAHR“

„Bei der Etablierung von Pancasila haben die Muslime auf ihren Sonderstatus verzichtet und gezeigt, dass ihnen die Demokratie wichtig ist“, sagt Franz Magnis-Suseno, der einen Vortrag an der UNPAR hält. Er ist katholischer Theologe und Philosoph. Diese Einstellung ändere sich aber seit ein paar Monaten, die Lage sei „angespannt und nicht ungefährlich“. Radikale islamistische Gruppen wie die FPI („Islamische Verteidigungs-Front“) würden immer einflussreicher. Ein aktuelles Beispiel dafür sei der Fall Ahok, den Magnis-Suseno als „juristische Fehlentscheidung“ bezeichnet: Ahok heißt eigentlich Basuki Tjahaja Purnama, ist aber hauptsächlich unter seinem Spitznamen bekannt. Er war von 2014 bis Mai dieses Jahres Gouverneur von Jakarta. Als Christ mit

chinesischem Migrationshintergrund gehört er einer Minderheit an, bei den radikalen Muslimen war er nie beliebt. Im Wahlkampf sagte er, dass es Muslimen und Muslimen nicht verboten sei, für einen Nicht-Muslim zu stimmen. Daraufhin klagte ihn der Chef der FPI wegen Blasphemie an. „Die Radikalen sind zwar in der Minderheit, aber dafür sehr laut und vor allem in den sozialen Medien sehr aktiv“, sagt Magnis-Suseno. „Die Mehrheit ist unpolitisch und hält sich bei solchen Fragen im Hintergrund.“ Ahok verlor durch den Prozess die Sympathie der meisten Indonesierinnen und Indonesier: Bei der Gouverneurswahl im April unterlag

PANCASILA

1. Glauben an einen Gott
2. Humanismus: keine körperliche oder geistige Unterdrückung
3. Die Einheit Indonesiens
4. „Indonesische Demokratie“: Diskussionen, um Konsens zu finden
5. Soziale Gerechtigkeit für alle Bürgerinnen und Bürger Indonesiens



Viele Einwohnerinnen und Einwohner verdienen ihren Lebensunterhalt, indem sie an kleinen Ständen Essen verkaufen.

er seinem muslimischen Konkurrenten Baswedan. Im Mai wurde Ahok zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Kritiker und Kritikerinnen sagen, das Verfahren sei politisch motiviert gewesen. Das Gericht weist diesen Vorwurf zurück.

„Die Politik wird immer mehr durch Religion bestimmt“, sagt Kezia, eine Studentin der UNPAR. Das mache ihr Angst, denn so würde die politische Stabilität gestört. Auch ihr Kommilitone Joshua bemerkt, dass es immer mehr Menschen gibt, die sehr islamisch-konservativ denken. „Es bringt nichts, dagegen zu protestieren“, sagt er. „Der beste Weg, ein System zu ändern, ist, in es hineinzukommen und es von innen heraus zu ändern.“ Er möchte sich nicht dazu äußern, ob er selbst politisch engagiert ist. An seiner Uni wird es nicht gern gesehen, wenn Studierende Parteien beitreten, da sie sich hauptsächlich auf die Wissenschaft konzentrieren sollen.

Im Nationalparlament in Jakarta treffen wir den Abgeordneten André Pereira. Nach einer Führung durch das Parlament können wir ihm Fragen stellen. Gegen den steigenden Radikalismus gibt es ihm zufolge nur eine Möglich-

keit: „Es muss härtere Gesetze geben, auch wenn diese die Freiheit des Einzelnen einschränken werden.“ Wie diese Gesetze aussehen sollen, werde im Moment noch im Parlament beraten.

„Die größte Gefahr für die Demokratie sind nicht die radikalen Muslime, sondern Korruption unter den Politikern“, sagt dagegen der Theologe Magnis-Suseno. Erst vor kurzem wurde bekannt, dass der Sprecher des indonesischen Parlaments in einen Korruptionsskandal verwickelt sein könnte, bei dem es um umgerechnet 143 Millionen Euro geht. „Durch solche Fälle verlieren die Bürgerinnen und Bürger das Vertrauen in die Demokratie“, sagt Magnis-Suseno. Korruption gehört in Indonesien zum Alltag. Das erfahren wir am eigenen Leib bei unserem Besuch der Istiqlal-Moschee in Jakarta, der größten Moschee Südasiens. Wir gehen dort mit Agatha von der UNPAR hin, die, als wir die Moschee verlassen wollen, von Sicherheitsbeamten angesprochen wird. Sie hätten doch gut für unsere Sicherheit gesorgt – wollen wir ihnen dafür nicht etwas Geld geben?

Agatha bezahlt und zeigt uns später, wie das abgelaufen ist: Sie nimmt die

Scheine in ihre Hand, schüttelt dann die Hand des Sicherheitsbeamten und gibt das Geld so unauffällig weiter. „Es kommt auch regelmäßig vor, dass Fahrprüfer Schüler durch die Prüfung fallen lassen, um dann Geld von den Eltern zu bekommen und sie im Endeffekt doch bestehen zu lassen“, erzählt Agata. Bestechung werde allgemein akzeptiert, solange es die „Gemeinschaft“ nicht stört, sagt Politikwissenschaftler Nyoman Sudira in seinem Vortrag.

WIR TRINKEN SÜßEN TEE UND REDEN ÜBER DEN BVB

Dass diese über allem steht, wird uns auch bewusst, als wir in das abgelegene Dorf Sukalaksana fahren. Das liegt im Hochland, zwischen Bergen und Reisplantagen. Als wir ankommen, fühlen wir uns wie in einer anderen Welt. „Das ist ja wie im Phantasialand“, sagt eine Kommilitonin. Grüne Felder, vereinzelte Häuschen, ein kleiner Bach. Leise hört man Xylophone und Trommeln. Die Musik kommt von einem Orchester von Dorfbewohnerinnen und -bewohnern, die uns mit dem Vorsitzenden des Unterbezirks Garut, El Suhaeli, und zwei weiteren Ortsvorstehern empfangen. Wir sitzen im Kreis auf einer über-



Blick auf Bandung: links die großen Hotels, rechts die kleinen Hütten.

dachten Terrasse, trinken süßen Tee und essen noch süßere braune Bällchen aus Reis. Das erste Gesprächsthema: Der BVB. „Borussia Dortmund ist klasse“, sagt El Suhaeli. „Wir schauen hier oft Spiele der Bundesliga.“ Danach geht es um das Leben im Dorf. Er betont die Bedeutung von Pancasila: „Wir akzeptieren jede Religion.“

DIE KULTIVIERTE SEELE MUSS HÖFLICH SEIN

„Toleranz ist vor allem für die Javanerinnen und Javaner wichtig“, sagt der Politikwissenschaftler Bob Hadiwinata in seinem Vortrag an der UNPAR. Das sind die Einwohnerinnen und Einwohner der Insel Java, auf der Jakarta und Bandung liegen. Sie machen 41 Prozent der Bevölkerung Indonesiens aus und sind damit die größte ethnische Gruppe. Außerdem haben sie eine eigene Philosophie, die die „kultivierte Seele“ beschreibt.

Diese Seele ist vor allem tolerant: Die Javanerinnen und Javaner sind sich bewusst, dass es mehrere Identitäten gibt und wertschätzen das. Nur durch die Akzeptanz anderer und das Gespräch mit ihnen könne man zu sich selbst fin-

den. Ob es noch etwas mit Toleranz zu tun hat, wenn Menschen es vermeiden, über kritische Themen zu reden, ist natürlich fraglich.

Außerdem ist ihnen wichtig, dass die kultivierte Seele höflich ist. Es kann vorkommen, dass ein Indonesier „Ja“ sagt und „Nein“ meint, um keinen Streit auszulösen. In der Politik kann diese Einstellung dazu führen, dass Entscheidungen, zum Beispiel über Gesetzesentwürfe, extrem in die Länge gezogen werden. „In Indonesien wird so lange über ein Thema diskutiert, bis man zu einem Konsens kommt, mit dem alle Parteien zufrieden sind“, sagt Matthias Heise, ein Mitarbeiter der TU, der die Reise nach Jakarta organisiert hat. „In Deutschland akzeptiert die Minderheit meistens die Meinung der Mehrheit.“

Pancasila ist die Grundlage für das Leben in Indonesien – das sehen auch die radikalen Muslime so. „Die Islamisten wollen die Demokratie abschaffen und durch das Kalifat ersetzen“, sagt Franz Magnis-Suseno. „Aber Pancasila wollen sie behalten, bis eben auf die Demokratie.“ Diese Prinzipien sind es, die Indonesien ausmachen, findet Student Joshua: „Es gibt so viele verschiedene

DIE EXKURSION

16 Studierende der Fakultät Humanwissenschaften und Theologie hatten im Juli die Chance, für eine Woche nach Indonesien zu fliegen. Die Exkursion war Teil des Seminars „Religion, Culture and Politics: Experiences from Indonesia“. Ziel der Reise war es, über Fächergrenzen hinweg mehr über Indonesiens Kultur, Religion und Politik zu lernen. Neben den genannten Ausflügen haben wir zum Beispiel das Museum zur „Asia-Afrika-Konferenz“ besucht, ein traditionelles Theater und die Altstadt von Jakarta.

Menschen: mit unterschiedlichen Hautfarben, sexuellen Orientierungen und so weiter. Indonesierinnen und Indonesier akzeptieren diese Unterschiede. Das macht mich stolz.“

Meet the Katze!

Er arbeitet, wenn und weil andere Party machen. Erik Leopoldt gehört zum Team der Club-Tour „Hypercat“. Er baut die Bühne auf, verkauft Fanartikel und ist manchmal bis acht Uhr morgens unterwegs. Ein Job, der den Studenten herausfordert.

TEXT REBECCA WOLFER FOTO PRIVAT

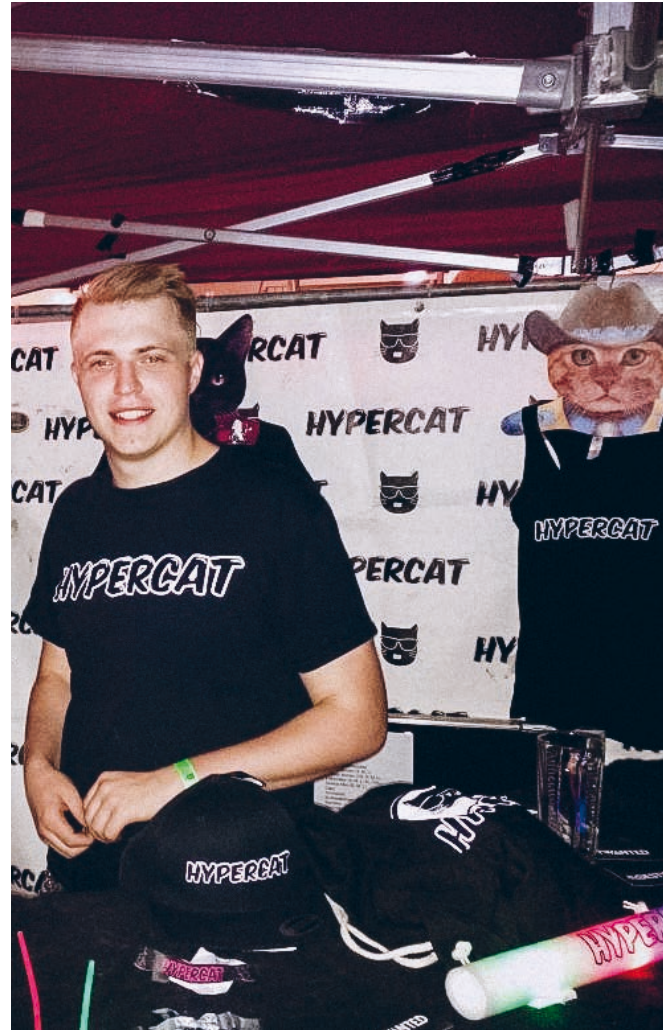
Die Show von Hypercat hat es in sich: Es gibt Torten-Kanonen, der DJ wirft sich zu elektronischer Musik in die Menge, die Feiernden tragen ihn über ihre Köpfe hinweg. Überall blinken Lichter. Situationen wie diese erlebt Erik Leopoldt mehrmals im Jahr, sagt er. Der 21-Jährige Jura-Student aus Saarbrücken sorgt mit bis zu fünf weiteren Helferinnen und Helfern dafür, dass die Events reibungslos verlaufen.

Hypercat ist eine Gruppe von DJs, die durch deutsche Clubs touren und bei Festivals spielen. Oft legt der Haupt-DJ Moe-stwanted auf. Erik arbeitet bei solchen Auftritten im Hintergrund. Vier Stunden vor Showbeginn kommen die Teammitglieder am Veranstaltungsort an und bauen gemeinsam auf: Leuchtschilder, Banner, Lampen und den Merchandise-Stand. An diesem steht Erik vor, während und nach der Show und verkauft zum Beispiel T-Shirts, Caps und Katzenmasken, das Markenzeichen von Hypercat. Nach der Show benötigt die Crew meist anderthalb Stunden, um alles abzubauen. Erik erhält monatlich eine Pauschale von 450 Euro. Dafür muss er auf 30 bis 40 Veranstaltungen pro Jahr helfen.

Zu dem Job kam er im November 2015 durch Zufall: „Ein Bekannter, der für Hypercat arbeitet, hatte mich gefragt, ob ich zu ihrer Show in Dillingen kommen will“, erzählt er. Eigentlich wollte Erik nur als Partygast dorthin – um 19 Uhr rief der Freund noch einmal an. „Ein Mitarbeiter hatte eine Lebensmittelvergiftung und er wollte wissen, ob ich einspringen könnte.“ Erik sagte sofort zu.

Hypercat wird auch für große Veranstaltungen in großen Hallen gebucht. Zum Beispiel für den „World Club Dome“ in Frankfurt oder „Tomorrowland Unite“ in Gelsenkirchen. Dort treten sie neben weiteren Acts auf. Auf dem Festival „Kantine Open Air“ in Schwäbisch Hall läuft ausschließlich Musik von Hypercat – von 14 bis 5 Uhr nachts. „Das ist ein cooles Gefühl, wenn hunderte Menschen vor der Bühne stehen und die Musik und die Show feiern“, sagt Erik.

Das Stressige an dem Job sind für ihn nicht unbedingt die Aufgaben, sondern die Arbeitszeiten. „Manchmal muss ich an einem Wochenende zu zwei Events fahren“, sagt er, „dann komme ich um acht Uhr morgens im Hotel an, schlafe bis 15 Uhr und fahre danach weiter zum nächsten Event.“ Einmal musste das Team an einem Wochenende von Moorhusen an der Nordsee bis nach Ravensburg im Süden Deutschlands fahren.



Dass zwei Partys an einem Wochenende stattfinden, sei die Ausnahme. Manchmal kommt es vor, dass Erik freitags arbeitet und deshalb Vorlesungen ausfallen lassen muss. Und bisweilen wollen betrunkene Gäste Fanartikel klauen. „Ich versuche dann, freundlich zu bleiben und sie wegzuschicken, aber manchmal muss ich auch den Sicherheitsdienst rufen, damit er die Leute nach draußen begleitet.“

In jedem Heft stellen wir einen ungewöhnlichen Nebenjob vor. Hast auch Du einen und möchtest uns davon erzählen? Dann schreib uns auf [facebook.com/kurtsowiedu](https://www.facebook.com/kurtsowiedu)

ENDLICH ANGEKOMMEN?

Junge Geflüchtete, die in den vergangenen zwei Jahren nach Deutschland gekommen sind, bauen sich hier ein neues Leben auf. Wie gelingt ihnen das? Wie gehen sie mit ihren Erinnerungen um? Und was ist für sie Integration?

TEXT&FOTOS SALOME BERBLINGER



Campus statt Militärposten

Mohammed Kabi (23) wollte weiter studieren – und musste deshalb aus Syrien fliehen.

In seine Tasche hatte Mohammed eine Krawatte gepackt. Und Kopfhörer. Denn Mohammed hört lieber der Musik zu als den Menschen. „Da muss ich mir weniger Sorgen machen“, sagt er. Seine Tasche hat er verloren, als das Boot auf der Flucht vor der griechischen Küste kenterte. Nur Mohammeds Smartphone hat überlebt, weil es wasserdicht ist. Darauf zeigt er Bilder von Männern, Frauen und Kindern mit Rucksäcken, die über die Grenze von Mazedonien nach Serbien laufen.

In Syrien sollte Mohammed mit 18 Jahren zum Militär. Das wollte er nicht und ging nicht hin. Er studierte französische Literatur. Eines Tages sollte er seinen Militärdienst nachweisen – und konnte das nicht. Mohammed wollte nicht Teil des Krieges werden, deshalb verschwand er aus Aleppo. Er ging in sein Heimatdorf zurück, das von der Freien Syrischen Armee, einer Oppositionsgruppe, besetzt war. Die Regierung

spürte ihn daher nicht auf und konnte ihn so nicht zum Militärdienst zwingen. Weil Mohammed weiter studieren wollte, musste er fliehen.

Momentan ist der 23-Jährige Gasthörer an der Ruhr-Universität in Bochum. Er besucht Vorlesungen in Politikwissenschaften und Sozialwissenschaften und Psychologie. Regelmäßig verbringt er Zeit in der Unibibliothek der TU Dortmund. Er bereitet sich auf die Deutsche Sprachprüfung für den Hochschulzugang (DSH) vor, die er bestehen muss, um ein Studium in Deutschland beginnen zu können. Vorausgesetzt, Mohammed darf bleiben. Momentan ist ihm subsidiärer Schutz gewährt. Subsidiären Schutz bekommen Geflüchtete, die in ihrem Heimatland einem ernsthaften Schaden ausgesetzt würden, beispielsweise einem bewaffneten Konflikt wie dem in Syrien. Wie es anschließend weitergeht, weiß er nicht. Mohammed wollte nicht unbedingt

nach Deutschland. Aber es war das erste Land, das ihm erlaubte, zu bleiben. Was Mohammed am liebsten studieren würde? Kommunikationswissenschaft oder Journalistik. „Aber alle sagen, da findet man keine Arbeit“, sagt er.

Einen Deutschkurs darf erst beantragen, wer einen Aufenthaltstitel hat. Das kann bis zu zwei Jahre dauern. Nach seiner Ankunft im September 2015 saß Mohammed die ersten zehn Monate den gesamten Tag in einer Unterkunft in Kamen und teilte sich einen Raum mit vier anderen Geflüchteten aus Ghana, Bangladesch und Syrien. Es war viel zu laut, um sich auf das Deutsch-Lernen konzentrieren zu können, erzählt Mohammed. „Dann sitzt man da im Multikulti-Zimmer und weiß nicht wie es weitergehen soll.“

Mohammed hat viele deutsche Freunde, die er unter anderem über den Verein „ProMensch Kamen“ kennengelernt

Nie wieder zurück

Shamil Al Quasim (20) ist Jeside, kommt aus dem Irak – und floh vor dem sogenannten IS.

Es ist schlimmer als jeder Katastrophenfilm. Die Straßen sind voller schreiender Menschen. Niemand weiß, was im nächsten Moment passieren wird. So erzählt Shamil Al Quasim vom 3. August 2014. Terroristen des sogenannten Islamischen Staates (IS) schießen Menschen nieder. Und sie zielen weiter auf die toten Körper. Weil die Opfer Jesiden sind, eine religiöse Minderheit, die sich weigert, zum Islam überzutreten. Shamil und seine Familie zögern nicht. Ohne über Geld oder Kleidung nachzudenken, steigen sie in einen Hyundai und fahren aus der Stadt.

„Ich gehe nie wieder zurück. Niemals. Auch nicht, wenn ich älter bin, verheiratet bin, Kinder habe“, sagt der heute 20-Jährige. Mitgebracht hat er nur sein Handy. Die Sim-Karte hatte er unter der Zunge versteckt, als ihn griechische Beamte hinter der Grenze zur Türkei auf sammelten. Shamil, sein Vater und die zwei Schwestern trafen im Januar 2016 in Deutschland ein. Shamils Mutter ist noch im Camp in der Türkei – sie war nicht fit genug für die Reise. Nach acht Monaten im Dortmunder Camp Hörde Syburg wurden sie zu viert in ein Zimmer in der Nordstadt einquartiert: sieben mal vier Meter klein.

Doch Shamil wollte eine richtige Wohnung für sich und seine Familie, nachdem sie zwei Jahre auf der Flucht gewesen waren und in Zelten geschlafen hatten. Shamil ging zur Ausländerbehörde. Zum Sozialamt. Zum Jobcenter. Er suchte im Netz. Die Wohnung dürfe höchstens 95 Quadratmeter haben, höchstens 633 Euro kosten – so die Vorgaben. Das Amt hat bei der Suche geholfen und eine Wohnung für Shamils Familie gefunden. Sie wohnen jetzt in Dortmund-Wickede und es gefällt ihnen. Seine Familie darf Integrationskurse besuchen, sie alle lernen Deutsch.

hat. Dort übersetzt er für Geflüchtete. „Ich bin angekommen“, sagt Mohammed. Besonders geholfen hätten ihm dabei die Kontakte zu seinen deutschen Freunden. Über „ProMensch Kamen“ hat Mohammed auch eine Wohnung gefunden. Die Besichtigung lief gut – die Vermieterin hatte zuvor ein Interview mit Mohammed in der Zeitung gelesen. Er hatte darin seine Geschichte erzählt.

Weil Mohammed gut Englisch spricht, fällt es ihm relativ leicht, in Deutschland zurechtzukommen. Und doch sei der schönste Moment hier gewesen, als er das erste Mal ausschließlich auf Deutsch mit einem Freund gesprochen habe. „Ich liebe die deutsche Sprache. Es gibt viele Synonyme, man kann tolle Gedichte schreiben“, sagt er und zählt Sprichwörter und Redewendungen auf. „Abends werden in Deutschland die Bürgersteige hochgeklappt – da geht ab 18 Uhr gar nichts mehr“, sagt Mohammed und lacht.



„Manchmal liege ich nachts wach und habe 1.000 Fragzeichen im Kopf. Was mache ich hier? Wie geht es weiter?“, sagt er. Shamil möchte studieren, zum Beispiel Englisch und Geschichte auf Lehramt. Vielleicht auch Physik, wenn das nicht zu schwierig ist, sagt er. Momentan geht er in die 9. Klasse eines Berufskollegs. Er wartet auf sein irakisches Zeugnis. Shamil hat im Irak 13 Jahre lang die Schule besucht. Sein Bruder ist nicht mitgeflohen und wird ihm das Zeugnis bald zuschicken. Derzeit macht Shamil bei einem Programm der Stadt Dortmund mit. Er kann so an schulergänzendem Unterricht, an einem Sprachkurs und am Fußballtraining teilnehmen.

Verstümmelt und zwangsverheiratet

Bintou Bojang (23) floh aus Gambia und kämpft heute für Frauenrechte.



Lass uns Krokodile töten gehen – so lockte man die elfjährige Bintou Bojang damals, mitzukommen. Doch statt eines Abenteuers erwartete sie ein Albtraum: Sie wurde Opfer einer Genitalverstümmelung. Vor oder während der Pubertät werden viele Mädchen in Gambia im Genitalbereich beschnitten. Die sogenannte Female Genital Mutilation, kurz FGM, ist Voraussetzung, um einen Mann des Mandinka-Stammes heiraten zu dürfen. Es ist eine Tradition, die bis heute in vielen Ländern praktiziert wird. FGM ist Bestandteil der Kultur und wird nicht – wie oft angenommen – religiös begründet, erzählt Bintou.

Mit 16 Jahren wurde sie zwangsverheiratet. Für ihren Ehemann war sie die vierte Frau. Er hatte Bintous Vater viel Geld für die Hochzeit gezahlt. Trotzdem besuchte Bintou weiter die Schule. Zuerst eine Koran-Schule, später eine von der methodistischen Kirche geförderte Mädchenschule. Dort erzählte Bintou von den Schmerzen, die sie während der Verstümmelung erlitten hatte, und von den Infektionen und Entzündungen, die darauf folgten. Damit durchbrach sie die „Kultur der Stille“, wie sie sagt. Denn FGM gilt als Tabu-Thema, aber Bintou sprach. „Und je mehr ich darüber spreche, desto besser geht es mir“, sagt die heute 23-Jährige.

Bintou flüchtete 2012, da war sie noch minderjährig. Sie litt unter der Zwangsverheiratung und ihrem Vater. Ihre Schule und die Kirche unterstützten sie bei der Flucht. Sie bezahlten die Menschenhändler, die Bintou von Gambia zunächst nach Libyen brachten und dann über das Meer bis nach Europa und anschließend nach Deutschland.

Hier hat sie sich ein neues Leben aufgebaut. Sie habe nun alles, was sie brauche: eine abgeschlossene Ausbildung als Köchin, eine Wohnung, einen kleinen Sohn. Wenn alles klappt, will Bintou bald ein Studium der Politikwissenschaften aufnehmen. Und will sich damit nicht zufriedengeben: Bintou ist die Landeskoordinatorin von „Jugendliche ohne Grenzen“, einer selbstorganisierten Initiative von unbegleiteten, minderjährigen Geflüchteten. Sie organisiert Demonstrationen parallel zu Innenministerkonferenzen und leitet Workshops für junge Geflüchtete: Wie reagiert man, wenn man Rassismus erfährt? Gehen die Menschen in Deutschland anders miteinander um als in der Heimat? Bintou spricht aus Erfahrung. Während eines Praktikums in einem

Hotel sollte sie das Restaurant meiden, während Gäste dort speisten. Um das Buffet außerhalb der Öffnungszeiten auf- und abzubauen, dafür sei sie dann gut genug gewesen. „Das tut mir weh. Ich bin auch ein Mensch“, sagt sie.

Bintou will anderen Mädchen und Frauen helfen. Sie will für das Thema FGM sensibilisieren und Frauen ermutigen, darüber zu sprechen. „Wir Frauen müssen unsere Augen öffnen“, sagt sie. In Deutschland, aber auch vor Ort in Ländern wie Gambia, Somalia, dem Senegal, Syrien, Afghanistan. Dafür startete sie 2015 in Dortmund ein Projekt gegen FGM des Vereins TABU e.V. Es heißt „The Innocent Crocodile“ – in Anspielung auf die Lüge, mit der Bintou zum Ort ihrer Genitalverstümmelung gelockt wurde. Noch immer lassen Mütter zu, dass ihre eigenen Töchter verstümmelt werden. Sie sind gefangen in der Tradition, die schon die Großeltern und Urgroßeltern durchgeführt haben. Die Angst vor sozialer Ausgrenzung ist groß, beschreibt Bintou.

„Niemand flieht ohne Grund“, sagt Bintou. Sie kämpft deshalb dafür, dass Genitalverstümmelung als Asylgrund anerkannt wird und, dass Mädchen und Frauen bleiben dürfen. Zu diesem Thema hat Bintou bereits im Bundestag gesprochen. Es gilt, nicht nur Mädchen davor zu schützen, sondern auch Frauen zu betreuen, die FGM bereits erfahren haben. „Ich bin traumatisiert. Hatte lange Angst, dass mich mein Vater zurückholt. Es kommt alles immer wieder in meinen Kopf und ich kann manchmal nachts nicht schlafen“, erzählt sie. Bintou hat eine Betreuerin, die ihr in ihrem Alltag hilft, das Erlebte zu verarbeiten. Denn Bintou erträgt es nur schwer, zu wissen, dass weiterhin Millionen von Mädchen leiden müssen, was sie am eigenen Körper erfahren hat.

Flucht mit dem Flugzeug

Basem Baker (27) sollte Bomben für die Regierung bauen.

Er studierte im Master Biochemie. Deshalb klopfen eines Tages syrische Polizisten an seine Haustür. Sie drängten Basem Baker dazu, auf der Stelle einen Brief der Regierung zu lesen. Basem sollte sich dazu verpflichten, der Armee zu dienen, indem er für sie Bomben baute. Oder indem er seinen Master in Russland und dem Iran fortsetze, dort „Kenntnisse“ erwerbe und dabei eng mit der Regierung zusammenarbeite. Doch Basem wollte den Forderungen der Regierung nicht nachkommen. Stattdessen floh er in die Türkei, erzählt er.

Nicht mit dem Boot. Nicht zu Fuß. Ganz ohne Schlepper. Mit dem Flugzeug floh Basem im März 2015 aus der Türkei weiter nach Deutschland. Er hatte nach Möglichkeiten gesucht, in Deutschland ein Studium zu beginnen. Ein syrischer Freund in Dortmund riet Basem, sich mit seinen Zeugnissen an der TU zu bewerben. Er könne eine Zulassung erhalten, vorausgesetzt er bringe ausreichend Deutschkenntnisse mit. In der Deutschen Botschaft in Beirut im Libanon erhielt Basem auf Antrag ein Visum, um in Deutschland studieren zu können. Er kam bei einem Freund in Salzbergen unter, einer kleinen Gemeinde in Niedersachsen direkt an der Grenze zu NRW. Noch heute fällt es ihm schwer, dort Kontakte zu knüpfen. Die

meiste Zeit verbringt Basem im Zug auf dem Weg an die TU und dort im Sprachkurs. Bezahlen muss er den selbst; kostenfrei sind Integrationskurse nur bis zum Abschluss des B1-Niveaus. Das reicht aber nicht, um ein Studium zu beginnen. Im Dezember will er bereit sein für die DSH-Prüfung. Anschließend kann er endlich sein Studium fortsetzen und nach Dortmund ziehen. Vorher ist ihm dies gesetzlich verboten. Basem hat viele Fragen zu seiner Ummeldung und der Aufnahme eines Studiums. Er weiß nicht, wer sie ihm beantworten kann, erzählt er. Vom Jobcenter werde er zur Caritas geschickt und von dort zur Ausländerbehörde oder zum Sozialamt.

Einen Asylantrag hat Basem nach seiner Ankunft in Deutschland auch gestellt – und einen Aufenthaltstitel für drei Jahre erhalten. Basem ist Kurde. „In meinem Heimatland darf ich meine Muttersprache nicht sprechen und kurdische Feste nicht feiern“, erzählt er. In Deutschland müsse er seine Sprache und Kultur nicht verbergen. „Hier kommt keine Polizei, die mir sagt, ich dürfe nur auf Deutsch sprechen. Das ist Deutschland. Das ist Demokratie“, sagt Basem. Er sei nicht wegen des Geldes hier oder des Essens. Sondern um sicher zu sein und um studieren zu dürfen, ohne Bomben bauen zu müssen.





Flieh oder stirb

Jamal Alshahhoud (30) will so bald es geht zurück nach Syrien und sein Heimatland wieder aufbauen.

Irgendwo auf dem Meer zwischen der türkischen Küste und einer griechischen Insel: 17 Menschen drängen sich in einem Gummiboot. Jamal ist mit dabei und kann schwimmen. Zehn können es nicht. Jamal erfährt was Angst ist. Er hört Frauen und Kinder weinen. Er blickt in die erschrockenen Gesichter der Männer, wenn die Wellen kommen. „Wenn ich mich daran zurückerinnere, ist das sehr schwierig für mich“, sagt der 30-Jährige.

Jamal wollte seine Heimatstadt Hama in Syrien nicht verlassen. Man habe ihn dazu gezwungen, sagt er. Ein Bekannter, der als Soldat beim regierungstreuen Geheimdienst arbeitet, habe ihn gewarnt. Jamal sei auf der Gesuchten-Liste, weil er verdächtigt würde, mit der Freien Syrischen Armee, einer Oppositionsgruppe, zusammenzuarbeiten. „Ich hatte die Wahl zwischen der Flucht oder dem Tod“, sagt Jamal. Er entschied sich im Oktober 2015 für die Flucht. Seine Brüder lebten da schon in Deutschland,

so gewann Jamal wenigstens einen Teil seiner Familie zurück. Doch sobald wieder der Frieden in Syrien herrscht, will er zurück. „Wenn wir nicht zurückkehren und unser Land aufbauen, wer dann?“

Jamal studiert seit diesem Semester Informatik an der FH Dortmund. An der Al-Baath Universität studierte er bereits Physik. Die Uni liegt in Homs, einer Stadt zwischen Damaskus im Süden und Aleppo im Norden des Landes. Im vierten Semester verlor er die Lust an dem Fach.

Umso mehr freut er sich auf einen neuen Studienanfang. Von Informatik verspricht er sich vor allem, schnell Arbeit finden zu können. Um zugelassen zu werden, musste er die DSH-Prüfung bestehen. Seit seiner Ankunft in Deutschland lernt Jamal Deutsch. Anfangs hat er bei der Mutter seines Lehrers gewohnt; sie habe ihm viel beigebracht, sagt er. Anschließend absolvierte er Kurse bei einem Sprachinstitut in Dort-

mund, um sich auf die DSH-Prüfung vorzubereiten.

Jamal wohnt in der Nordstadt. Seine Nachbarn kommen aus Bangladesch und Somalia. Sein engster Freund ist Bulgare. Sie alle verbinde der muslimische Glaube, sagt er. Sie nennen sich gegenseitig „Bruder“. Manche Deutsche, sagt er, wollen muslimischen Frauen verbieten, ihr Kopftuch zu tragen. Das sei keine Integration. Jamal sagt, er kenne seine Rechte und Pflichten in Deutschland und wolle sich hier ein Leben aufbauen. Das alles gehöre für ihn zu gelungener Integration.

Allein kaum eine Chance

Die Hilfsbereitschaft in der Bevölkerung geht zurück, obwohl Hilfe nach wie vor gefragt ist. Denn die Probleme, mit denen Geflüchtete kämpfen, sind komplexer geworden.

TEXT: SALOME BERBLINGER ILLUSTRATION: PRISM LABS INC. & SALOME BERBLINGER

Die anfängliche Euphorie und der Optimismus sind verflogen“, sagt Michél Wegmann von „ProMensch Kamen“. Die Arbeit der Ehrenamtlichen in Geflüchteten-Beratungsstellen habe sich in den vergangenen Jahren sehr verändert. Zwar haben es viele Menschen aus Syrien und dem Irak geschafft und können mit der Verlängerung ihrer Aufenthaltstitel rechnen, wenn sich die Lage in ihren Heimatländern nicht deutlich verbessert. Doch viele Menschen aus anderen Ländern erhalten nun ihre abgelehnten Asylanträge. Dazu gehören vor allem Geflüchtete aus Afghanistan.

Staatliche Sprach- und Integrationskurse dürfen Geflüchtete erst belegen, wenn sie einen Aufenthaltstitel besitzen, also nicht mehr nur geduldet sind. Das kann bis zu zwei Jahre dauern. Für Geflüchtete, die studieren möchten, reicht der staatlich absolvierte Kurs nicht. Er deckt das Sprachniveau nach dem Europäischen Referenzrahmen bis zu B1 ab. Wer für ein Studium zugelassen werden möchte, benötigt mindestens das C1-Niveau. Außerdem muss er oder sie die Deutsche Sprachprüfung für den Hochschulzugang (DSH) oder eine vergleichbare Prüfung bestehen. Die Kurse müssen die Geflüchteten selbst bezahlen. Basem Baker aus Syrien zahlt für seinen Kurs 480 Euro. Er nimmt zwei Monate lang täglich vier Stunden am Kurs teil. Einige wenige Geflüchtete haben das Glück und bekommen einen Platz in einem Kurs, der vom Land gefördert wird. Ein Beispiel dafür ist das Projekt „FHDo hilft“. Darüber können Geflüchtete Kontakt zu ausländischen und deutschen Studierenden aufnehmen. So gibt es wöchentlich ein Sprachcafé und das Buddy-Programm. Dies bringt ausländische Studierende mit Patinnen und Paten zusammen, die alle Fragen rund um die Uni und darüber hinaus beantworten können.

Marlene Brücker arbeitet im International Office der FH Dortmund und koordiniert dort die Integration von Geflüchteten. Praktikumsplätze zu finden ist Brücker zufolge eine der größten Herausforderungen. Häufig hört sie, dass es Geflüchteten nicht möglich ist, die Pflichtpraktika vor dem Studium zu absolvieren. „Oft bekommen die Geflüchteten Absagen“, sagt sie. Darüber hinaus kennen sich viele studieninteressierte Geflüchtete in der Firmenlandschaft nicht aus, sie brauchen Unterstützung bei den Bewerbungen. Die Zuwanderungszahlen sind zurückgegangen und das Bundesland NRW hat seine Quote nach dem Königsteiner Schlüssel erfüllt. Der legt jähr-

lich neu fest, wie viele Geflüchtete ein Bundesland aufnehmen muss. Bewertet wird nach Steuereinnahmen und Bevölkerungsanzahl. Zurückgegangen seien auch das Interesse der Medien und die Hilfsbereitschaft in weiten Teilen der Bevölkerung, sagt Wegmann. Obwohl die Hilfe vor Ort nach wie vor sehr wichtig ist. Bei der Suche nach Wohnungen ergeben sich beispielsweise Probleme aus der Wohnsitzauflage: Diese untersagt den Geflüchteten, in einen Stadt- und Landkreis oder ein anderes Bundesland umzuziehen, obwohl dort vielleicht Wohnungen frei wären. Allein in Kamen leben deshalb noch rund 100 Geflüchtete in einer Sammelunterkunft, obwohl ihre Asylanträge Wegmann zufolge angenommen wurden und ihnen eine Wohnung zustünde. Eine weitere Belastung für Geflüchtete und Ehrenamtliche ist die Aussetzung der Familienzusammenführungen – abgesehen von Härtefällen – bis März 2018. Früher konnten Geflüchtete auf der Homepage des Auswärtigen Amtes einen Antrag stellen. Das war relativ einfach, sagt Wegmann. Heute sind die Probleme komplexer.

Große Sorgen bereitet Wegmann der Koalitionsvertrag der neuen NRW-Landesregierung. CDU und FDP haben vereinbart, dass alle Geflüchteten vorerst in Landesunterkünften untergebracht werden. Erst nach einem positiven Asylbescheid werden sie den Kommunen zugeteilt. „Die Geflüchteten ohne Bleibeperspektive, die eigentlich unsere Unterstützung benötigen, bekommen wir dann gar nicht mehr zu Gesicht“, sagt Wegmann.



Sag mal, Doc ...?! ---

Was passiert eigentlich beim Orgasmus?

TEXT: MARIE-JOËLLE GALLINGE FOTO: PRIVAT

Trotz ausführlicher Forschung weiß man das gar nicht genau. Beim Orgasmus werden Glückshormone, sogenannte Endorphine, freigesetzt. Daher hat er sogar Suchtpotenzial – und das fördert natürlich die Vermehrung der menschlichen Art. Die Natur hat das clever eingerichtet. Es gibt physiologische Untersuchungen, dass beim Orgasmus der Frau ein Effekt entsteht, der das Ansaugen des Spermas begünstigt. Was da genau passiert, darüber streitet sich die Wissenschaft nach wie vor. Erwiesen ist, dass die Genitalorgane stärker durchblutet werden, wenn bestimmte Nervenzentren stark stimuliert, also gerieben werden. Zusätzlich müssen im Gehirn gewisse Vorstellungen ablaufen, das sogenannte Kopfkino.

Dadurch gibt es eine Überempfindlichkeit, die gleichzeitig eine Unterempfindlichkeit herstellt: Die Menschen sind Berührungen gegenüber empfindlicher. Sie empfinden Schmerz jedoch nicht als Schmerz, wenn sie erregt sind. Erst hinterher tun zum Beispiel die Kratzer auf dem Rücken weh. Außerdem entsteht ein Nervenimpuls, bei dem noch unklar ist, wo genau er erzeugt wird. Beschrieben wird er meistens mit einer Welle im Meer: Sie türmt sich immer höher und irgendwann kippt sie. Dieses Überkippen, das ist dieser Moment in dem man weiß: Jetzt fehlt jede Kontrolle über den eigenen Körper. Das äußert sich, sowohl beim Mann als auch bei der Frau, in Form von Zuckungen, also von Gewebekontraktionen.

Beim Sex spielen ganz viele Faktoren eine Rolle. Ich würde sagen, dass Sex zu 70 Prozent im Kopf stattfindet, sowohl bei Frauen als auch bei Männern. Wenn der Kopf nicht

mitspielt, kommt es auch nicht zum Orgasmus. Dafür sind sexuelle Fantasien oder Erinnerungen nötig, die im Kopf als angenehm gespeichert sind. Wer den Kopf nicht wandern lassen kann, der kommt häufig nicht zum Höhepunkt. Das ist bei vielen Männern anders als bei Frauen. Die meisten Männer kippen einen Schalter um: „Jetzt ist Sex.“ Wenn der Geschlechtsverkehr lange genug dauert, heftig genug ist und er sich noch was Schönes vorstellt, funktioniert es mit dem Orgasmus.

Die meisten Frauen sind anders gepolt. Evolutionär bedingt achten sie mehr auf ihre Umgebung, sie müssen die Brut behüten. Das heißt, sie haben immer ein Ohr woanders. Wenn der Trockner klingelt oder die Schwiegermutter anruft, ist bei ihnen sofort alles vorbei. Die meisten Frauen müssen sich komplett entspannen können.

Allerdings ist auch dann nicht garantiert, dass die Frau zum Orgasmus kommt. Aus Erfahrung als Frauenärztin würde ich sagen, dass fast 30 Prozent der Frauen keinen Orgasmus bekommen. Es ist häufig eine Frage des Alters. Manche Frauen müssen erst 30 Jahre alt werden bevor sie einen Orgasmus erleben. Manche müssen erst ein Kind bekommen. Es ist auch normal, dass eine Frau nur durch Stimulation der Klitoris zum Orgasmus kommen kann. Daraus entstanden ja auch diese Märchen über vaginalen, klitoralen Orgasmus, G-Punkt und so weiter. Da streiten sich nach wie vor die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, was genau zum Erfolg führt. Beim Sex aber geht es um mehr. Glücksgefühle entstehen auch ohne den eigentlichen Orgasmus. Die bloße Nähe zum Partner oder zur Partnerin kann schon entspannend wirken.

Dr. med Marina Löhr
ist Ärztin für Frauenheilkunde und Geburtshilfe in der Gyn Praxis Rosental in der Dortmunder Innenstadt.



Kurt unterwegs

Das Semester startet und ihr wollt jetzt schon mit dem Lernen beginnen? Streber! Bis zur nächsten Klausur ist doch noch Zeit. Wie ihr die überbrückt, verraten wir euch hier – mit vier Veranstaltungen zum Hören, Sehen und Schmecken.

TEXT: MAIKE VELDEN FOTOS: MEERTASA/FOOD LOVERS & BRAINPOOL LIVE ENTERTAINMENT GMBH/GUIDO SCHRÖDER



MHH, LECKER!

Was? Beim Streetfood-Festival in Münster werden kulinarische Träume wahr. Hier zaubern Profis und Hobbyköchinnen und -köche Gerichte aus aller Welt auf den Teller. Sie bereiten das Essen frisch vor Ort zu. Mit musikalischer Begleitung könnt ihr entspannt über den Markt schlendern, Klassiker wie Bratwurst probieren oder Porridge aus dem fernen Vietnam.

Wo? Am Hawerkamp in Münster

Wann? Freitag, 27. Oktober, 17 bis 22 Uhr, Samstag, 28. Oktober, 12 bis 22 Uhr, Sonntag, 29. Oktober, 12 bis 19 Uhr

Wie viel? Eintritt ist frei

Web? foodlovers-markt.de

EIN TANKSTELLEN-MÄRCHEN

Was? Der tschechische Märchenfilm „Drei Haselnüsse für Aschenbrödel“ ist für viele eine vorweihnachtliche Tradition. Das Depot zeigt seine eigene Fassung der Geschichte. Sie beginnt in der heutigen Zeit in einer Dortmunder Tankstelle. Drei Menschentreffendort aufeinander und erzählensich die Geschichte von „Aschenbrödel“. Wer hätte gedacht, dass zwischen Autoreifen ein Märchenland entstehen kann?

Wo? Theater im Depot Dortmund, Immermannstraße 29

Wann? ab Sonntag, 26. November, 16 Uhr, weitere Termine im Dezember

Wie viel? VVK 8 Euro, AK 10 Euro

Web? depotdortmund.de

MUSIK FÜR DREAMERS

Was? Mighty Oaks sind eine Folk-Band aus Berlin, die sich besonders durch ihren dreistimmigen Gesang und ihre Akustikgitarren auszeichnet. Das Trio landete 2014 mit dem Debütalbum „Howl“ erstmals in den deutschen Charts, ihr Song „Brother“ wurde zuletzt im Radio rauf und runter gespielt. In diesem Jahr gehen die drei Musiker mit ihrem neuen Album „Dreamers“ auf Tour und spielen auch in NRW.

Wo? Live Music Hall, Lichtstraße 30

Wann? Donnerstag, 23. November, 20 Uhr

Wie viel? 30,80 Euro

Web? livemusichall.de

BAUCHSCHMERZEN VOR LACHEN

Was? Faisal Kawusi zieht mit seinem ersten Soloprogramm durch Deutschland und nimmt dabei kein Blatt vor den Mund. „Ist das sein Bauch oder ein Bombengürtel?“ Solche Vorurteile stehen im Mittelpunkt des Programms des jungen Afghanen. Faisal verspricht durch Ironie, gedankliche Schärfe und Humor einen lustigen Abend, bei dem der Bauch vor Lachen schmerzen soll.

Wo? RuhrCongress Bochum, Stadionring 20

Wann? Sonntag, 22. Oktober, 20 Uhr

Wie viel? 28,74 Euro

Web? faisal-kawusi.de



Kurts Trip

In jedem von uns schlummert ein Kind. Wie kann man das am besten herauslassen? Auf den nächsten Spielplatz rennen? Nein, es geht weniger peinlich: Beim Ü18-Toben im Tiki-Kinderland in Solingen. Unser Autor hat das Bällebad gestürmt.

TEXT TIM LIEVERTZ FOTO LUKAS WILHELM

Hüpfburg, Bällebecken, Rutsche – beim Gedanken daran kribbelt es in meinem Bauch. Und ich bin sicher nicht der einzige Studierende, dem es so geht. Das Kind in mir meldet sich zurück. Wie kann ich diesem Drang gerecht werden? Ich bin in das Tiki-Kinderland nach Solingen gefahren. Und habe mich dort so richtig ausgetobt.

Wo sonst kleine Kinder umher rennen und den Geburtstag ihres Freundes oder ihrer Freundin feiern, gibt es immer am ersten Freitag im Monat ein Ü18-Toben. Jedes Mal steht etwas anderes auf dem Programm – sei es ein Bierpong-Turnier oder eine Beachparty. Und das alles zwischen Hüpfburg, Bällebecken und Rutsche.

Um 19 Uhr schließt das Tiki-Kinderland. Eine halbe Stunde später macht es wieder auf, um mich und die anderen Erwachsenen herein zu lassen. Und das sind ganz schön viele: Die Trampoline und Rutschen sind schon nach wenigen Minuten voll, viele klettern auf einem riesigen aufgeblasenen Fisch herum, fallen herunter und lachen laut. Als ich selbst hochrennen will, kommen von der Seite zwei wilde junge Erwachsene angeschossen und stürmen das Hüpfburg-ähnliche Tier. Ich kann gerade noch ausweichen. Das war knapp, beim nächsten Mal gucke ich mich besser um.

Kleine Zwischenfälle wie dieser bleiben keine Seltenheit. Denn: Beim Ü18-Toben ist Alkohol ausdrücklich erlaubt – und dazu noch günstig. 0,4 Liter Bier kosten zwei Euro. Trotzdem haben die meisten schon auf dem Parkplatz vor dem Tiki-Kinderland die Flasche in der Hand. Außer, man ist so nett und spielt den Fahrer für seine Freunde. So wie



ich. Die Gäste torkeln trotz der moderaten Preise nicht herum, dafür ist das Toben auf den Kinderspielgeräten einfach zu anstrengend. Bevor der Alkohol größeren Schaden anrichten kann, ist er schon wieder ausgeschwitzt. Und das rieche ich auch, als das Bällebecken voller wird. Also schnell wieder raus hier und woanders hin.

Genug Möglichkeiten gibt es allemal. Klettergerüst, Trampolin und mehr – vieles erinnert mich an früher. Maximalgewicht 80 Kilogramm, heißt es auf einem Schild an den trampolinen. Stimmt so nicht ganz. Nach anfänglichen Bedenken finden meine Freunde und ich schnell heraus, dass die Trampoline auch zwei und mehr Erwachsene aushalten. Nach einigen Minuten wird das Hüpfen sehr anstrengend, ist aber auch ein absolutes Highlight.

Für die Autoscooter muss ich 70 Cent einwerfen. Ist mir zu teuer – und den anderen auch. Also bilden wir kurzerhand Zweier-Teams und rasen um die Wette. Ich lenke, ein anderer schiebt.

Das klappt super, obwohl die Kurven verdammt eng sind. Bis nach ein paar Runden ein Security-Mann einschreitet und uns deutlich zu verstehen gibt, dass „das nicht erlaubt ist“. Er wird das an diesem Abend noch einigen anderen sagen. Auch beim Ü18-Toben darf man nicht alles.

Dann eben auf den Stühlen ausruhen, wo sonst immer die gelangweilten Eltern während der Kindergeburtstage sitzen – und sich darüber ärgern, nicht mit toben zu dürfen. Zeit, um ein wenig durchzuschlafen. Bei einigen Erwachsenen entdeckte ich sogar das gute alte Slush-Eis. Es ist eben wie früher.

Wo? Katternbergerstraße 111, Solingen

Wie? Mit der S1 bis Solingen Hbf, S7 bis Solingen Grünwald, dann knapp zehn Minuten Fußweg

Wann? Jeden ersten Freitag im Monat von 19.30 bis 24 Uhr

Wie günstig? 8 Euro (zzgl. Getränke)

Web? tiki-kinderland.de

Sudokus

		5		8	1			
4	6						3	1
			3			8	9	
1		7			3	6		
		3		4		5		
		4	5			9		3
	1	6			5			
3	4						5	2
			4	1		3		

		4	6	2				1
	6		1					7
				3	4	2	6	
		5			3			
3		7				8		4
			4			3		
	9	3	5	7				
1					6		4	
2				4	1	5		

		1	5	9	3		8	
				4		6	3	
	8				6			
	4	9					1	3
	3						7	
7	2					4	5	
			9				4	
	9	7		2				
	5		1	6	7	3		

Impressum

HERAUSGEBER

Institut für Journalistik, TU Dortmund

PROJEKTLEITERIN

Prof. Dr. Wiebke Möhring

REDAKTIONSLEITERIN

Sigrun Rottmann

REDAKTION

Uni-Center, Vogelpothsweg 74, Campus Nord, 44227 Dortmund

CHEFIN VOM DIENST

Julia Knübel

NON PROFIT MANAGER

Stephan Kleiber

WASTE REMOVAL ENGINEER

Markus Bergmann

TEXTCHEF

Leo Exuzidis

ILLUSTRATIONEN

Nanna Zimmermann

FOTOREDAKTION

Markus Bergmann, Karolina Timoschadtschenko, Ben Schröder, Judith Wiesrecker, Lukas Wilhelm

LAYOUT & GRAFIK

Salome Berblinger, Stephan Kleiber, Anneke Niehues, Sarah Schieferecke, Martin Schmitz, Nanna Zimmermann, Philipp Ziser

TEXTREDAKTION

Bettina Ansorge, Salome Berblinger, Annabell Bialas, Andrea Böhnke, Jana-Sophie Brüntjen, Ricarda Dieckmann, Leonie Freynhofer, Marie-Joëlle Gallinge, Melina Gries, Linda Hopius, Dana Hortmann, Leonie Krzistetzko, Tim Lievertz, Robin Lindemann, Lisa Oenning, Sarah Schieferecke, Anna-Lena Siebert, Karolina Timoschadtschenko, Maike Velden, Rebecca Wolfer

DRUCK

Hitzegrad Print Medien & Service GmbH
Feldbachacker 16
44149 Dortmund

